

Viertes Buch.

Jena.

1816—1843.

The following is a list of the names of the persons who have been admitted to the membership of the Society since the last meeting. The names are given in alphabetical order, and the date of admission is given in parentheses. The names are given in full, and the date of admission is given in full.

Members Sub.

1911

1911-1912

1. Erste Zeit in Jena. Schrift vom Deutschen Bunde.

1816—17.

Nach Jena im Herbst 1816 übersiedelnd kam Fries jetzt in das einzige deutsche Land, wo der Landesfürst bereits das in der Bundesacte vom 8. Juni 1815 gegebene Versprechen einer landständischen Verfassung erfüllt hatte, und wo schon dadurch ein Friede und ein gegenseitiges Vertrauen zwischen Fürst und Volk bestand, wie in keinem andern deutschen Lande. Eine neue Verfassungsurkunde, concipirt von einem jenaischen Professor der Rechte, welcher bald nachher von 1818 bis zum Jahre 1848 der einflussreichste Minister und zuletzt beinahe der Regent des weimarischen Landes wurde, war nach kurzer und friedlicher Berathung mit den alten Ständen am 5. Mai 1816 bekannt gemacht und darin auch „das Recht auf die Freiheit der Presse ausdrücklich anerkannt“; noch in Heidelberg hatte Fries die Freude, daß zum guten Empfang Minister von Gersdorff ihm (11. Juli) „ein Exemplar des Grundgesetzes der landständischen Verfassung des Großherzogthums“ dorthin schickte, welches für ihn „theoretisch und bei seinen neuen Verhältnissen“ von Interesse sein werde; „die Redaction“, bezeugt ihm Gersdorff, „ist von dem Hofrath und Professor Dr. Schweizer zu Jena, dormaligem ständischen Deputirten der Akademie“. *) Auch auf dieser Universität selbst war jetzt schon durch das politische Geschenk des Fürsten, der „Friede haben wollte mit seinem

*) Christian Wilhelm Schweizer, geboren zu Naumburg 1781, gestorben 1856. Die Eloquenz der großherzoglich sächsischen Universität, sonst nicht wortkarg auch über kleinere Größen, ist zu schweigsam geblieben über den Ehrenmann, welcher auch für Jena viele Jahre hindurch so viel gethan hat, und welchem seine rastlose Arbeitsamkeit im Jahre 1848 mit Unbath gelohnt wurde. Außer einer Flugschrift von J. Chr. Fögel (Jena 1857) scheint dort über ihn nur eine Erwähnung in J. Glüthner's Lebensskizzen jenaischer Professoren (Jena 1858), S. 84, vor-

Volke“, eine gehobenere Stimmung als jemals, und wie der medicische Hof Karl August's schon eine universelle Bedeutung für ganz Deutschland erhalten hatte, so schien sich dasselbe nun auch an seiner Landesuniversität erfüllen zu sollen. Hier durften die Nachklänge des Enthusiasmus aus den Freiheitskriegen noch ganz ungehemmt laut werden und waren schon fast nur hier noch gern gesehen; hier trieb auch die sittliche Erhebung, welche von jeder tiefern Erregung deutschen Sinnes unzertrennlich ist oder doch damals noch war, Lehrer und Lernende zu reformatorischer Arbeit an sich selbst in dem fortwährenden Drange, die Schäden und die Schmach abzustellen, wofür die Demüthigungen der letztern Jahre durch die Fremden dem Ernst der Gegenwart verdiente Strafen gewesen zu sein schienen. Wie traf gerade dies alles so lockend, so auffordernd mit den Wünschen und Hoffnungen zusammen, welche Fries gerade erst seit diesen letzten Zeiten so lebhaft erregten!

Unter den Lehrern von Jena fand Fries freilich wol kaum einen einzigen vor, der ihm etwa schon bei seinem frühern Aufenthalt in Jena näher gestanden hätte. Fremd waren ihm alle Mitglieder der theologischen Facultät, damals nach Griesbach's Tode (gest. 1812) und Paulus' Abgang Gabler und Danz, Schott und Baumgarten-Crusius; ebenso die Juristen Schweiger, Schnaubert und Balch, zu welchen jetzt erst Martin von Heidelberg mitkam, und die Mediciner Joh. Chr. Stark und R. W. Stark, Fr. Sig. Voigt und Oken; auch die Mitglieder der philosophischen Facultät, mit welchen er früher Beziehungen gehabt, waren fast alle fortgezogen oder gestorben, wie Erhard Schmid und Ulrich; noch gegenwärtig waren der Physiker Joh. Fr. Voigt, welcher bei seiner Promotion thätig gewesen war, und Eichstädt, welcher ihm abgeneigt war; Döbereiner, Ruden und Bachmann waren erst später hinzugekommen. Auch später kam er von diesen allen nur mit dem jüngern Stark in ein vertrauterer Verhältniß; Oken und Martin, Schweiger und Ruden waren und blieben freilich Gesinnungsgenossen von Fries, aber sie waren in ihrer schon zu fest ausgeprägten Eigenthümlichkeit und die letztern in ihrer großen Weltklugheit und Abgemessenheit zu verschieden von Fries, als daß sich ihm durch sie sein immer ersehntes Ideal von Männerfreundschaft hätte verwirklichen können.

gebracht zu sein, welche nicht einmal, wie bei den übrigen dort beschriebenen geschehen ist, Schweiger's Schriften aufzählt. Als Concipienten der weimarischen Verfassungsurkunde nennt ihn auch Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts, II, 487.

Freudiger kamen ihm in Weimar alte Freunde entgegen; der heitere, auch in seinen Verbtheiten noch liebenswürdige Rehbein, um solcher Eigenschaften willen bei Goethe „Hausarzt und Hausfreund“ und selbst bei Karl August nicht unwillkommen und von dem letztern soeben zum Hofmedicus erhoben, „will ihn empfangen, wie das Wertheite was sein Auge vermist hat und mit Schmerzen vermist hat; ich bin so dick wie John Bull und so unbeholfen wie eine Karthaune vom ungeschliffensten Kaliber; möge der Himmel mir am Körperlichen etwas abnehmen und Dir zusehen, und Dir von dem reichen Ueberflusse Deines Geistes etwas abzwacken und mir zusehen, so wäre uns beiden geholfen“. Minister von Gersdorff klagt sich selbst an, „wie wenig Fortschritte er seit drei Jahren in der Philosophie gemacht habe; doch ist mir das lebendige Interesse für diesen hochwichtigen Gegenstand der Selbstverständigung geblieben; ich hoffe es in Ihrem Umgange neu zu beleben; mein Beruf zieht mich freilich unendlich mehr als meine Neigung in das Praktische in concreto“. Geheimrath von Voigt hat schon im November 1816 auf Fries' Vorstellung Luthen 200 Thlr. Zulage ausgewirkt und freut sich des Wohlsseins seiner Nichte. Selbst Kanzler von Müller, Bruder eines vertrauten Freundes von Fries, zeigte sich ihm anfangs freundlich. „Mit Goethe aber“, schreibt Fries einmal an Reichel, „bin ich bei bloßer Ceremonie geblieben.“

In Jena aber war es natürlich genug, daß er sich besonders der Jugend, den Studenten und dem, was diese schon Aehnliches erfüllte, mit freudigem Vertrauen und mit Verlangen nach einer noch innigern Gemeinschaft hingab, als welche ihn auch schon in der letzten Zeit in Heidelberg besonders erfreut hatte. Der aus den Freiheitskriegen mitgebrachte Widerwille gegen alle noch übrigen Spaltungen und Feindschaften unter Deutschen und das als Pflicht erkannte Verlangen, dem entgegen die alle verbindende Liebe zum gemeinsamen Vaterlande zu kräftigen, hatte 1815 in Jena eine energische Opposition erregt gegen die Nachwirkungen des alten Pennalismus und gegen die Schmach des „Rauf-, Sauf- und Luderlebens“ unter deutschen Studenten, und hatte dagegen einen Anfang von Verwirklichung einer „allgemeinen deutschen Burschenschaft“ herbeigeführt, zu welcher im Juni 1815 auf einmal 113 jenaische Studenten zusammengetreten waren. *)

*) S. Richard und Robert Keil, Geschichte des jenaischen Studentenlebens (Leipzig 1858), S. 356 fg. und R. und R. Keil, Geschichte der Stiftung der Burschenschaft (Jena 1865).

So sprechen sich nun Fries' erste Briefe von Jena sehr zufrieden aus. „Mein Abschied von Heidelberg“, schreibt er an Reichel (28. Nov. 1816), „war ehrenvoll, und die lebhafteste Theilnahme der Freunde, so schmerzhaft sie im Augenblick ist, ist nachher wohlthuend.“ Auf der Reise zwar Krankheiten; aber „nun ist alles glücklich überwunden. Ich gefalle mir hier sehr gut, lese Aesthetik, Ethik und Logik und habe in letzterer über 80 Zuhörer“. „Die Zahl der Studenten“, schreibt er an Beaulieu (24. Jan. 1817), ist hier reichlich wie in Heidelberg; unter den Lehrern sind aber noch nicht genug bedeutende. Sonst gefällt mir unser altes Jena recht gut, und mein Verhältniß zu Weimar ist mir höchst erfreulich, verglichen mit dem vorigen zu Karlsruhe.“ Und an Jeggswitz an demselben Tage: „Hier war mein Anfang sehr freundlich. Das Zusammentreffen mit Martin, meine Verhältnisse zu den entscheidenden Männern in der weimarischen Regierung und der Geist der hiesigen Universität, alles das ist mir günstig. Ich muß den Fleiß meiner Zuhörer sehr loben.“ Doch Heidelberg liegt ihm auch noch im Sinn. „Mein Abschied von den Studirenden in Heidelberg hatte für mich viel Erhebendes; ich gewann mir eine Gesellschaft lebhaft patriotisch gestimmter Jünglinge, besonders durch Vorlesungen, deren Geist Du aus beiliegendem Buche erkennen magst, aus meinem Befehle Euch so erkannt haben wirst. Bleiben wir denn einig? oder zwingt das Schicksal dem Staatsmann eine herbere Lebensansicht auf, als sie mir phantasirenden Philosophen noch geworden ist? Ich hatte früher meine Lehre nur auf Einzelne wirken sehen, hier zuerst auf eine größere Gesellschaft, deren Anhänglichkeit that mir sehr wohl.“

Das hier zuletzt erwähnte Buch, welches gerade bei Fries' Ankunft in Jena fertig wurde, war die Schrift „Von deutschem Bund und deutscher Staatsverfassung, allgemeine staatsrechtliche Ansichten dargestellt von Fries“. Es ist „Deutschlands Jünglingen“ gewidmet, welche durch ihre „hunderttausend Todesopfer die heilige Freiheit, den Preis ihres Kampfes“ uns wieder erworben haben; „uns hielten andere Pflichten ruhig am eigenen Herde zurück; nur Wunsch und Gedanke konnte mit euch sein“. „Ich bescheide mich gern“, sagt er, „denen, die jetzt die Geschäfte führen, keinen ausführbaren guten Rath zu geben; aber der Gedanke soll der That, die Ueberlegung der Ausführung lange vorausseilen“; „Belehrung an euch Jünglinge, denen die zukünftige That in unserm Volke gehört, ist meine Absicht“. Und „unsere Fürsten haben uns schon erklärt, sie wollen einen Bundestag ansetzen, an dem sie Deutschlands Bundesgesetz und Recht zu ordnen denken; was sollen wir nun wünschen zu fordern, daß es dort zum

Reichsgrundgesetz und zur Reichsverfassung erhoben oder als solche erneuert werde?" Die Antwort, welche das Buch auf diese Fragen gibt, ist durchaus nicht so ideologisch, als man nach diesem Sichbescheiden auf unausführbaren Rath und nach dem „Julius und Eragoras“ erwarten möchte. Vielmehr gerade weil dort alle Forderungen fast durchaus in abstracter Idealität hingestellt und dadurch dem Vorwurf des Unpraktischen ausgesetzt waren, scheint es Fries gedrängt zu haben, von diesem zu hohen Standpunkte aus, welchen er festhält, doch auch wieder mehr in die Niederungen der Empirie und der historischen Wirklichkeit einzulenken und hiernach bestimmte und ermäßigte, aber eben dadurch brauchbare Beurtheilungen und Vorschriften zu suchen, wie dies nun gerade in dieser Schrift geschehen ist. Voran stellt er der ganzen nächsten Zukunft eine große Forderung: drei Zeitalter der Culturgeschichte sind bisher auf einander gefolgt, ein orientalisches vorherrschend der Religion dienend, ein griechisches im Dienst der Schönheit, und ein christliches, Wahrheit und Erkenntniß allem einseitig überordnend; so sollte denn nun endlich ein viertes folgen, welches sich ebenso vorherrschend den Dienst der Gerechtigkeit auch im öffentlichen Leben zur gemeinsamen Aufgabe setzte; „es flammt allein in der auf die That gerichteten Idee des öffentlichen Rechts ein gesundes Leben; sobald dies von uns weicht, haben wir nur den Erschlagenen zu beklagen; die Idee, welche sich auf Gefühl und Andacht beschränkt, gehört jederzeit nur dem Trauergesang um eine verlorene schöne Zeit“. Und dieser Gedanke, daß die Verwirklichung von Ehre und Gerechtigkeit selbst als Zweck und Aufgabe des öffentlichen Lebens behandelt werde, leitet ihn in allem was folgt. Er redet zunächst über Reformation und Revolution: „ihr zwingt die Revolution herbei, sobald ihr widerspenstig seid gegen den friedlichen Geist der Reform“; „weisen Regierungen wird es immer gelingen Revolutionen abzuwehren, wenn sie mit Mäßigung gute Reformen begünstigen“; „selbst ungerechte bestehende Gerechtsame darf nicht ohne Schonung vernichtet werden“; „Demagogen freilich gibt es überall, sie gehören aber nicht zu den schlechtesten Menschen, sondern sind ein gutes Ferment des Gemeingeistes und der öffentlichen Meinung, werden auch nie ein Volk zur Revolution verführen, dessen Regent mit seinem Volke ist und in dem man sich bei langsam fortschreitenden Reformen wohl fühlt“. Hierauf unter der Ueberschrift „Volksverfassung“ Betrachtungen über Ständeunterschiede, Erbllichkeit, Freiheit, Arbeit; Fries fordert Erbllichkeit des Besitzes soviel als möglich und des Geschäftes sowenig als möglich, Abhängigkeit nicht der Person, sondern nur des Geschäfts,

„Arbeit und Lohn der Arbeit“ für alle, welche arbeiten können; er sagt: „es gibt kein Eigenthumsrecht durch bloße Occupation, jedes Recht ist ein geistiges Institut des geselligen Menschenlebens, alle Rechte der Bürger im Staate entspringen aus der bestehenden Gesetzgebung; diese aber ist das Werk der Gegenwirkung von Herkommen auf einer, von Herrschergewalt auf der andern Seite, aber die Gewohnheit für sich ist blind, und die Herrschergewalt anfangs gewaltthätig: da führt denn der Geist guter Reformen die Forderungen der Gerechtigkeit hinzu, auf welche beide hören und ihnen allmählich die Lebensordnung unterwerfen sollen.“ Unter „Regierungsverfassung“ wird dann anerkannt, daß die Formen allein ohne den rechten Geist im Volke nichts entscheiden können, aber doch mit dem Geiste wirkend bald hemmend, bald fördernd wirken werden, und als die Entwicklungsstufen dieses zur Mitwirkung berufenen Volksgeistes werden Furcht, passiver und dann activer Gemeingeist bezeichnet. Repräsentative Form ist „nicht als die allein rechte und gerechte über andere Formen zu erheben“, sie wird oft nur aus Eifersucht gegen ungerechte Obere überschätzt, und wo sicher genug bei Regent und Volk auf guten Geist zu rechnen und darum gerechte Gesetzgebung, Freiheit der Justiz und der Meinungsäußerung vorhanden wäre, da wäre autokratisches Regiment das beste. Aber freilich „für untergeordnete Stufen der Bildung und des Gemeingeistes wird landständische Verfassung die beste zugleich republikanische und autokratische sein“, in welcher es dann besonders auf hinlängliche Stärke eines patriarchalischen und eines timokratischen Elements (Hagestolze und allzu mobile Einwanderer denken viel eher, als Familienväter und Grundbesitzer, après nous le déluge) sowie eines friedlichen Gleichgewichts der Stände bedarf; sehr maßvolle Anwendungen werden von diesem allen auf Deutschland gemacht, und selbst als Vorzüge der Zerstückelung die Mannfaltigkeit und Freiheit der Entwicklung im Einzelnen anerkannt, neben welcher doch die freilich noch der Verstärkung bedürftige Einheit niemals ganz verloren ging.

Noch mehr ist dann in dem zweiten und letzten Haupttheile von der Staatsverwaltung alles nach der Rücksicht gemessen, gelobt und getadelt, daß die Gerechtigkeit nicht leiden dürfe, sondern wachsen solle. Darum soll nicht die Polizei statt des ruhigen Rechtsganges „mit plumpem Trotz ein Recht auf blinden Gehorsam sich anmaßen“, und durch rohes Zufahren das Ehrgefühl der Bürger verletzen, dessen Erhaltung so wichtig, „dessen feine Achtung echt deutschen Herkommens ist“. Darum fürchtet Fries bei Besprechung von „Steuern und Krieg“ besonders die Entfittlichung, welche von müßigen stehenden

Heeren im Frieden und von visitirenden Zollbeamten ausgehen werden; „was wollt ihr denn von eurem Volke? nur daß es reich werde, wie manche unter unsern Staatswirthschaftslehrern, oder nur ein kriegerisches Volk wie die Römer, oder nur ein selbständiges (Schwert und Pflug) wie etwa Lykurg, oder ein kraftvolles, lebendiges, dabei aber rechtliches und gebildetes? Die Weisheit will das letztere“. Darum entscheidet er sich über die bürgerliche Gesetzgebung für Thibaut gegen Savigny, für das Selbstvertrauen, welches erkennt, daß „wem eine geistige Aufgabe wird, auch den Beruf dazu hat und den Muth fassen soll sie zu lösen“, und darum für Handanlegen zu einem allgemeinen deutschen Gesetzbuche; „Gewohnheitsrecht ist blind und bildet sich größtentheils durch die Annahmen der Stärkern; eine Ausbildung zum Guten und Gerechten muß durch besonnene Gesetzgebung erfolgen“; die Lücken jedes Gewohnheitsrechts werden sonst, wenn ohne Gesetzbuch, durch autokratische Willkür der Richter ergänzt werden. „Savigny hat sein Urtheil gegen den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung größtentheils auf den Tadel einiger neuen Gesetzbücher gegründet“, aber in diesen mehr nur Fehler gegen die Geschichte, besonders Unkunde des römischen Rechts nachgewiesen, als Verstöße gegen die jetzigen Lebensverhältnisse ihres Volks, und das ist schlimmer als jene wissenschaftlichen Fehler, wenn die Grundansichten der ganzen Gesetzgebung diesen Verhältnissen zuwider sind. Zuletzt Betrachtungen über Kirche und Schule, mit dem Zugeständniß freilich, daß „die Sachen der Geistesbildung durch keine allgemeine Rechtsregel der Freiheit oder Beschränkung geordnet werden können“, aber dann doch mit der Forderung, „daß in Sachen der Kirche so wenig als möglich, in Sachen der Schule so viel als möglich zur öffentlichen Angelegenheit gemacht werde“. Das stimmt freilich mit dem Verlangen nach Frömmigkeit im ganzen Volke, nach Erhebung in großen gemeinsamen Festen nicht recht zusammen, aber hier kann er sich der Geringschätzung christlicher Tradition nicht erwehren, und erkennt nicht an, daß diese im deutschen Volke auch eine nationale und darum nicht durch irgend etwas Gemachtes zu ersetzende ist. Er wünscht mit Recht unzerrissene Gemeinschaft des ganzen Volks bei seinem Cultus, schon weil Zusammenwirken des religiösen und des nationalen Interesses, ohne welches jedes von beiden matt und unrein sein wird; er verwirft „die vorausgesetzte Nothwendigkeit einer Trennung zwischen Staat und Kirche, die doch bei uns nur geschichtlich zufällig von den Spaltungen zwischen roherer Gelehrten- und Kriegerherrschaft stammt“ und „nur eine einseitigem ständischen Despotismus gehörende Staatsform“ ist; er wünscht,

daß der Confirmation oder der religiösen Einweihung der Jugend auch eine vaterländische Einweihung mit rechter Kraft und Leben an die Seite trete; „für ein gebildeteres öffentliches Leben sollten Staat und Kirche in eins aufgehen, darin sollte uns Regentschaft und Priesterschaft eins werden, daß unser öffentliches Leben erwüchse zum Dienste des Gottes der Gerechtigkeit, in welchen der thätige Gemeinsinn und die Aufopferung für das gemeine Beste das religiös Verehrte würden“; „macht euern Staat selbst zum Tempel Gottes“. Aber auf christlicher Grundlage findet er dies unerreichbar; er bezweifelt, daß sich der Glauben daran im ganzen Volke herstellen lassen werde, und tadelt auch an der „Herzensreligion des reinen Pietismus“ „eine schwächliche düstere Lebensansicht“, „Seufzer der Ohnmacht im Bewußtsein der Sündhaftigkeit“, „eine weichliche Hingabe an die frommen Gefühle der Ergebung und der innern Ruhe, wobei immer die rechte Begeisterung zur That fehlt; gar leicht läßt diese ganze Frömmigkeit das Leben gemein und irreligiös, macht etwa gnädige Wohlthäter, aber feuert nicht an zum Streit für Ehre und Recht, beschränkt das Leben in seine innere Zauberammer und läßt diese Menschen nie das rechte Erringen der frohen Zufriedenheit mit uns selbst erreichen“. Desto nöthiger, daß die Schule hier aushelfe, daß ihre Anstalten öffentliche seien, daß darin aber die Erziehung nicht allzu sehr gegen den Unterricht zurückstehe und daß ein freier und angesehener Gelehrtenstand reine Achtung vor Wahrheit und Schönheit allgemein mache; „keiner soll gebildet werden nur auf das, was er brauchen kann und noch weniger nur auf das, wofür er gebraucht werden kann, sondern der Blick soll jedem geöffnet werden, hin auf die Würde der Wissenschaft und schönen Kunst“. So meint er ausgeführt zu haben, was wir jetzt dem Vaterlande wünschen sollen; auf die Fragen aber, was wir hoffen dürfen für die Erreichung der Wünsche und was der Einzelne dafür zu thun habe, endigt er mit Klagen, wie „die großen Erben, die Mächtigen, die Reichen, auch die Tiefgelehrten nichts mehr wissen von dieser Deutscherheit, und sich gar nicht mehr jener uralten Zeiten vor dem Anfang des Wiener Congresses erinnern können“, aber auch mit der Zuversicht, daß dem Geist der Wahrheit und daher dem Werk der Geistesbildung doch die Zukunft gehören werde, und darum mit der Aufforderung, daß jeder „sich der wahren Bildung theilhaft mache und so im Dienste des Geistes der Wahrheit lebe“. „Nicht aber die Bildung der Anstelligkeit meine ich, nicht die trockene für das Geschäft allein, sondern die große und freie rein geistige Bildung, welche dem Wahren, Guten und Schönen um sein selbst willen huldigt. Die aus

dieser allgemeinen Bildung hervorgehenden Ideen eines gesunden öffentlichen Lebens und seiner Gerechtigkeit sollte ein jeder unter uns festhalten im Gedanken und nie schwinden lassen. Was auch die Wirklichkeit sagt und wie die Gemeinheit hier oder dort siegen mag, huldige nur der Idee, und gib sie nie auf! Darin liegt die echte religiöse Begeisterung! Darin behauptet jeder Mensch sein Bürgerrecht im Reiche der Freiheit und des Geistes."

Eine Schrift wie diese, welche jetzt gerade zusammen mit seinem ersten Auftreten in Jena wie ein Programm für seine dortige Wirkksamkeit erschien, war besonders geeignet, rasch für Fries ein inniges Vertrauensverhältniß zwischen ihm und den soeben zur Burschenschaft vereinigten Studirenden zu begründen; je unmittelbarer er sich hier hoffend und auffordernd an die deutsche Jugend gewandt hatte und je mehr Lockendes und selbst Schmeichelndes für sie in dieser Aufforderung lag, desto bereitwilliger gab sie sich ihr hin. Und vielfach wohlthätig waren für die ganze neue Generation der Studirenden die Wirkungen hiervon, aber daneben fehlt es freilich auch bald nicht an Mißdeutung und Mißbrauch. Die Erhebung, welche sich von den Freiheitskämpfern unter den Studirenden auch den jüngern mittheilte, war wirklich ein schöner des Lobes und der Pflege werther Zug, und um so viel, als die Jugend es darin dem Alter zuvorthat, verbiente sie wirklich vor diesem gerühmt zu werden; aber das einzige und allein ausreichende Erforderniß zur Berathung und Herbeiführung eines bessern Zustandes war sie nicht, und so war, wer sie dafür hielt, zumal wenn er sie sich selbst vor andern beilegte, nicht wenig zur Selbstüberschätzung versucht. Mit dieser patriotischen Erhebung verband sich auch sehr heilsam eine sittliche, wo man unter Führung von Männern wie Fries sittliche Vorzüge vom deutschen Wesen unzertrennlich finden und beide zusammen schätzen lernte, wo, wie nun in den Kreisen der Burschenschaft, Unzucht, Luxus, Frivolität, Indifferentismus als ausländisches besonders französisches Wesen verschmäht und Keuschheit, Abhärtung, Bedürfnislosigkeit, Ehr- und Freiheitsliebe als etwas Deutsches gepriesen und gefordert wurden; aber wenn dabei andere auch nicht undeutsche aber weniger einladende Eigenschaften, wie Arbeitsamkeit, Gelehrsamkeit, Bescheidenheit, Ehrerbietung gegen Alter und Obrigkeit, kosmopolitische Anerkennung auch des fremden Verdienstes nicht auch als deutsch mitgerühmt und mitgerechnet wurden, kam nicht nur ein ungeschichtlicher Begriff von Deutschtum bloß nach einer willkürlichen Auswahl heraus, sondern auch eine weitere Versuchung, sich schon für Annäherung an diese Auswahl für alleinige

Verwirklichung eines Ideals von Deutschtum zu halten und desto zuversichtlicher alles dem Unähnliche geringzuschätzen. Auch die Aufforderung nicht blos „Wissen und Anständigkeit“ für das specielle Fach, sondern auch allgemeine Bildung und „was wichtiger ist als alles, Charakter und Schönheit des geistigen Lebens“ zu gewinnen, konnte bei vielen heilsam der Handwerksmäßigkeit und Geistlosigkeit im Studiren entgegenwirken; aber bei andern wurde doch auch die Abmahnung vom Lernen eine Versuchung zur Faulheit, zweifach gefährlich, wenn diese sich für Erfüllung einer höhern Pflicht hielt, und wenn der selbstverschuldete Unmuth, mit welchem sie stets gestraft wird, seinen Grund und Gegenstand nicht in den eigenen Schäden, sondern in denen des Vaterlandes suchte und fand, und dabei wol auch weiter zur Spielerei mit Aeußerlichkeiten, zu pharisäischer Ostentation mit Abzeichen und Trübsinn und zur Schlagfertigkeit gegen jede Verwerfung solcher Kleinigkeitskrämerei herunterkam. Wie wenig hier auch unter diesen ungleichen Wirkungen die schlimmen von Fries selbst gutgeheißen und erwartet waren, es wurden dennoch die einen wie die andern vornehmlich auf ihn zurückgeführt, und zwar sowol von denen, über welche sie ergingen und welche ihn als Autorität dafür ansahen, als von denen, welche diese Wirkungen beklagten.

Dies konnte dann bald zu Conflicten führen, welche über Jena und das weimarische Land hinausreichten. Schon war der Zustand in Deutschland nicht mehr allgemein so, wie man ihn für die Zeit kurz nach dem Kriege trefflich beschrieben hat: „noch hallte das Vorwärts des Jahres 1813 in allen Herzen wieder; die Gewalt ohne Mißtrauen, der Gehorsam ohne Bangen; das Gesetz ohne Haß, die Verwaltung ohne Mißgunst; das Staatsthum ohne Herbigkeit, das Volksthum ohne Selbstsucht, beides erhoben durch die Weissagung deutscher Einheit; Katholicismus ohne Gift, Protestantismus ohne Zank; der Adel von der Wahlstatt, der Bürger freien Hauptes; der Glaube innig, die Sitte deutsch; Wissenschaft tief, Kunst rege, Wort und Gesang kräftig; Männer jugendlich, die Jugend voll leuchtender Träume; Geist und Kraft überall obenan, überall die gemeinsame Bewegung so leitend wie gebietend, alle Elemente und Mächte des Staatslebens einträchtig in dem Frieden des gesunden Wachstums ließen die Fragen nicht laut werden, welche einen Streit zwischen Gewalt und Freiheit voraussetzen, oder beantworteten sie durch eine versöhnende Wirklichkeit.“*) Schon war es draußen eher so, wie es Gerbi-

*) L. A. Sudow, Der Prophet (Breslau 1842), I, 5—6.

nus *) schildert: „Die gebildete Gesellschaft war für sich vertieft in ihre literarischen geistigen Interessen; der Adel wirkte in selbstsüchtiger Absonderung für seine besondern Zwecke; der große Mittelstand verhielt sich stumpf und gleichgültig gegen die staatlichen Dinge; das ganze gemeinsame Vaterland trug nur die geringe Minderheit der Jugend und der rüstige Kämpfer der Kriegsjahre uneigennützig im Herzen, aber sie schwärmte, durch die Erlebnisse aus dem gewöhnlichen Gleise der Dinge gerissen, in überspannten Idealen, während die Männer der alten Zeit, zu neuer Macht gekommen, eben in jenes ausgefahrene Gleise zurückdrängten.“ Nur in Jena und Weimar war noch so viel gemeinsame Hingebung an die Stimmung von 1813 bei Regierenden und Regierten, Alt und Jung, daß zwischen beiden noch keine Opposition herauskam und daß hier das etwaige „Schwärmen der Jugend“ noch am anspruchlosesten und freiesten von Bitterkeit und Anmaßung war, wie es denn um der schönen und guten Züge darin von der Regierung Karl August's nicht nur nicht gedrückt, sondern begünstigt wurde. Aber hierin war das kleine Land bereits so vereinzelt, daß es schon dafür von den größern ringsum mit Misbilligung und Verdacht angesehen wurde.

Illusionen machte sich freilich auch Fries nicht über die Studirenden, welche ihm angingen. „Der Beifall, den ich bei den Studenten fand“, schreibt er etwa zwanzig Jahre später, „war eigentlich wissenschaftlich von keiner Bedeutung, denn nur die politische Anregung sprach eigentlich an, meine philosophisch-wissenschaftlichen Interessen aber gar nicht und meine Aufforderungen, staatswissenschaftliche Studien zu machen anstatt zu schwindeln, wurde von wenigen beachtet.“ Aber „ich hoffte, daß die Anregungen des Geistes durch den Sieg, den Dienst der Freiwilligen und die wieder errungene Selbständigkeit Deutschlands mit der geforderten Oeffentlichkeit aller Staatsverhandlungen auf den ganzen Geist unsers öffentlichen Lebens kräftig einwirken und dem ehrlichen guten Muth den Vortheil vor der Pffiffigkeit gewinnen würden. So interessirte ich mich lebhaft für den burschenschaftlichen Geist der Studenten, wiefern er Oeffentlichkeit, Vaterlandsliebe, Ehrliche und Geselligkeit miteinander zu achten schien; ich hoffte, daß ein freier und ehrenhafter Geist der Jugend nach und nach vortheilhaft auf den Geist des Volks werde wirken können, nicht im Traume aber fiel mir ein, daß es Thoren geben könne, die mit Studentenverbindungen activ meinten politische Zwecke erreichen zu können.“ „Deutschland

*) Gerwinus, 19. Jahrhundert, II, 495.

ist kein Land der Revolutionen, kein Land der ins große gehenden politischen Parteiungen, denn bei uns gehört der größte Theil der Gebildeten zu den unbemittelten, deren bürgerliche Sicherheit vom Staatsdienst und der bestehenden Ordnung der Dinge abhängt, die sich also nie gegen diese vereinigen werden; dabei gibt es in Deutschland viel zu wenig rathlos verlassene Armuth, die bei einem gewaltsamen Umsturz der Dinge nichts zu verlieren hätte, als daß böser Wille sich dort die Arme erwerben könnte. Ich konnte also hoffen, daß der burschenschaftliche Geist unter den Studirenden nach und nach mit sanfter geistiger Gewalt als ein Erziehungsmittel auf den Geist des Volks zu Freisinnigkeit und Oeffentlichkeit des Lebens werde mitwirken können, wenn man ihn schonend zu leiten suchte. Als gesellschaftliche Verbindung hingegen habe ich die Bedeutung der Burschenschaft nie jenseit der Universität gesucht, habe auch nie die Einbildung gehabt, daß diese Verbindung sich in derselben Form je lange halten lassen werde; sie würde sich noch weit schneller umgeändert haben, wenn die Polizei sie nicht verfolgt hätte. Am wenigsten darf mir jemand die Narrheit schuld geben, daß ich gehofft hätte, durch eine geheime Studentenverbindung politisch wirken zu können. Ich sah nur nach wissenschaftlicher Förderung und Weckung des gesunden freien Geistes aus, aber ich stand mit meinen Phantasien und Idealen sehr bald allein. Ich griff darin fehl, daß ich mich so unbedingt freundlich zu Jahn und den Turnern stellte, denn durch die bloße Hebung der Gymnastik konnte meinen Ideen nicht geholfen werden, und für die Gymnastik selbst waren jene Ordnungen nicht haltbar in der Verschmähung des Altersunterschieds der Turner auf dem Turnplatz. Andererseits hielt ich zu lange mit dem sogenannten burschenschaftlichen Geist, der in den ersten Jahren nach dem Frieden unbestreitbar einen höhern vaterländischen Flug hatte, der Einzelnen auch lange nachher noch zutheil wurde, aber im Ganzen des gesellschaftlichen Treibens sank der Geist allzu bald auf die gemeinen Interessen der Renommage und des Duells zurück, wogegen meine Ansichten gerade gerichtet waren.“

Diese Zeit war im ersten Jahre von Fries' Aufenthalt in Jena noch nicht, und noch ganz friedlich ging es für ihn zu Ende. Er ordnete sich von Anfang an seinen philosophischen Cursum, sodaß er im Winter Logik, Psychologie und Kritik der Vernunft mit Einschluß der Metaphysik las, und im Sommer Ethik, Politik (Naturrecht und Philosophie der Geschichte der Menschheit) und Aesthetik zusammen mit Religionsphilosophie, „sodaß nur die Geschichte der Philosophie fehlte“.

„Meine nähere Bekanntschaft mit den Studenten“, fährt er fort, „breitete sich bald aus, auch dadurch leichter, daß Agathon Schmid, Steingäß, van Calker, der in Heidelberg Doctor der Philosophie geworden war, Hoffmeister und Rödiger von Heidelberg mit mir gekommen waren“; Karl Hoffmeister ist der Verfasser der Schriften über Schiller; Steingäß, welcher in Winter 1817 Vorlesungen in Jena angekündigte, ward nachher wie Ludwig Rödiger (gest. 1866) am Gymnasium zu Frankfurt angestellt; Calker ist jetzt Professor in Bonn; unter den Vorstehern und Ausschußmännern der jenaischen Burschenschaft in diesen Jahren finden sich unter andern auch die Namen Heinrich von Gagern, August von Vinzer aus Kiel, H. Leo aus Rudolstadt, Ed. Böcking aus Bonn, R. Herm. Scheidler, jetzt Professor der Philosophie in Jena, H. Riemann und A. Haupt aus Mecklenburg, R. Wesselhöft, Gabler und G. Asverus aus Jena, R. L. Sand aus Wunsiedel, J. Zerrenner und H. von der Hude aus Lübeck, Ed. Dürre aus Berlin, sonst nicht eben viele nachher bekannter gewordene Namen. *) Schon im Sommer 1817 beging man die zweite Wiederkehr des Siegestags von Waterloo mit einer Feier, wo Fries im Griesbach'schen Auditorio vor 200 Studenten eine die Freiheitskämpfer preisende, ihre Opferfreudigkeit auch der Gegenwart empfehlende Rede hielt. Bald folgte dann aber im Herbst, durchaus nicht von ihm herbeigeführt, aber wieder so, daß er daran theilzunehmen sich für verpflichtet hielt, die vierte Feier des 18. October, welche bald schlimme Folgen nach sich ziehen sollte.

2. Das Wartburgsfest.

1817.

Die jenaische Burschenschaft war es gewesen, welche im August an die Studirenden von dreizehn andern deutschen Universitäten Auforderungen erlassen hatte zur Theilnahme an einer Feier des 18. October in Eisenach und auf der Wartburg „in drei schönen Beziehungen, der Reformation, des Sieges bei Leipzig und der ersten freudigen Zusam-

*) Vervollständigtes Verzeichniß in der letzten Schrift der Brüder Keil, Geschichte der Burschenschaft, S. 151—157.

menkunft deutscher Burschen am dritten Jubiläum der Reformation“, und fast 500 Studirende, darunter die kleinere Hälfte von Jena, waren von zwölf Universitäten wirklich erschienen. Der Großherzog Karl August, welcher sich des bessern Geistes unter den jenaischen Studirenden freute, hatte nicht nur die Erlaubniß zu der Feier gegeben, sondern auch die Einrichtung und Leitung dieser und dazu die Wartburg den Studirenden überlassen und zur Aufnahme und Bewirthung der Versammlung Summen bewilligt und Verfügungen erlassen. Dahin hatten sich denn auch vier jenaische Professoren, Schweizer, Ofen, Kiefer und Fries begeben; auch der letztere, trotz der Warnung des vorsichtigen Juden: „so etwas geht einem leicht zehn Jahre nach.“ „Ich hatte mich“, schreibt Fries kurz nach dem Feste, „bei wiederholten Aufforderungen gegen unmittelbare Theilnahme erklärt, weil ich voraussah, daß ich nicht ohne Antheil an der Feier bleiben würde, wenn ich mitginge, mir aber dieses Dazwischentreten zwischen der frei vereinigten Jugend etwas Anmaßendes zu haben schien. Um aber doch auch meinen Freunden unter den Studirenden zu willfahren, entschloß ich mich einige Worte der Erinnerung an die Reformation und die Leipziger Schlacht, verbunden mit einem Aufruf zu lebendiger Vaterlandsliebe und zu einem wahren Freundschaftsbunde im Geiste der Vaterlandsliebe drucken und dort austheilen zu lassen. Als dies Blatt schon gedruckt war, erfuhr ich von andern Lehrern, daß sie nach Eisenach gehen wollten und nun mochte ich nicht zurückbleiben, nun ging ich gern mit.“ „Ich war“, schreibt Fries noch zwanzig Jahre nach dem Feste, „in den jenaischen Verhältnissen zu sehr Neuling und griff daher ungeschickt zu. Ich hatte eben, weil ich den jungen Leuten mit meinem Vertrauen sehr entgegenkam, eine große Scheu davor, selbst studentifos zu erscheinen. Nicht nach Eisenach zu gehen, schien mir furchtsam, da die Theilnahme so vieler Lehrer angekündigt wurde; selbst theilnehmen wollte ich aber deswegen an keiner der Festlichkeiten. Ich sah das Fest für eine bloße Studentensache an, es fiel mir im Traume nicht ein, daß die europäischen Cabinete nach diesem Studentenfeste sich umsehen oder ihm gar eine politische Wichtigkeit geben würden.“ Daneben hoffte Fries auf Verstärkung so vieler versammelter Studirender in dem Geiste, auf dessen heilsame Rückwirkung von der erregten Jugend her auf das öffentliche Leben er hoffte. „An politische Pläne dachte niemand, ich besorgte nur, da Studirende von mehreren Universitäten eingeladen waren, daß diese untereinander oder mit andern, mit Bürgern, mit Militär Händel bekommen könnten; vorzüglich die Hoffnung, in einem solchen Falle vermittelnd wirken zu

können, brachte mich zu dem Entschlusse selbst hinzugehen. Die Studenten, denen man ganz überlassen hatte sich selbst zu ordnen, blieben im besten Frieden untereinander, mit den freundlich entgegenkommen- den eisenacher Bürgern, mit den Fremden sowie mit dem das Fest mit- feiernden Militär; es kam nur ein Augenblick vor, wo die Einigkeit der Studenten untereinander leicht hätte gefährdet werden können, und da gelang es mir sogleich der Sache eine andere Wendung zu geben.“ Also anders als in Nothfällen thätig hervortreten wollte Fries gar nicht; es geschah ganz unvorbereitet, daß er am Morgen des Festes im Mittersale nach der Rede des Studenten Niemann und nach dem Gesänge „Nun danket alle Gott“ auf Bitten einiger seiner Schüler ein kurzes Wort der Aufforderung und des Wunsches hinzufügte, „daß der neue Freundschaftsbund der Jugend ein Bild werden möge des vaterländischen Staats, dem sie bald ihr Leben widmen sollte, und daß sie fromm bei Tapferkeit, Ehre und Gerechtigkeit halten und daß von daher derselbe Geist kommen möge in das Leben unsers Volks, jün- glingsfrisch erwachsen möge deutscher Gemeingeist für Vaterland, Frei- heit und Gerechtigkeit“. Aber die Feier selbst scheint ihn nun doch während ihrer Dauer und kurz nachher viel mehr befriedigt und er- hoben zu haben, als er vorher gedacht hatte und als es ihm später in herabgestimmter Zeit und nach den Folgen der Feier selbst er- schien. Er schreibt kurz nach derselben an Beichowitz: „Seit andert- halb Jahren ist es mir sehr gut gegangen, ich habe meine Schrift vom deutschen Bunde und meine Ethik geschrieben, ich habe vorigen Herbst zum ersten male vor 80 Zuhörern, diesen 18. Juni vor 200 Zuhörern und den 18. October vor 500 Jünglingen gesprochen, die mich noch obendrein hören wollten.“ Und doch seien so viele gegen ihn; „was habe ich denn gethan? ich habe geschrieben und gesprochen, wie ich seit vierzehn Jahren schreibe und spreche, mit dem einzigen Unterschiede, daß sich die Schlacht bei Leipzig zugetragen hat und daß ich nach Jena gegangen bin“. Um dieselbe Zeit an Reichel: „Der zweite Theil des Julius und Evagoras soll Ostern folgen; ob ich ihn aber leben oder schreiben soll wird das Schicksal entscheiden. Seit dem 16. Oct. habe ich ihn stark gelebt zum Guten und für mich auch zum Theil zum Schlimmen. Ich sehe manchmal mit Neid auf die heitere Ruhe Deines Lebens. Ich habe meine Vorrede sehr im Ernst geendet*),

*) Beide Vorreden, sowol die in der Schrift vom deutschen Bunde als auch die des 1818 erschienenen ersten Bandes des Handbuchs der praktischen Philosophie schließen, als wär' es in einem Vorgefühl, mit den Worten: „Wenn Du aber neue Opfer verlangst, o Vaterland, so nimm auch mich.“

doch Weimar wird's mir zum Guten wenden. Ich lebe in dem neuen und zukünftigen Leben der Deutschen oft schon mit erhebender Freude, jetzt zuweilen mit Schmerz. Doch hat sich meine Lehre von der Freundschaft meinem Leben jetzt glänzend wahr gezeigt. Bleibe ich an nichts reich, so doch an Freunden. Alle Gerüste des vorübergehenden Lebens habe ich gegen mich aufgebracht im Dienste des Geistes, dessen freies Walten und Recht sie nicht fassen und begreifen können. Die Naturphilosophen und die Orthodoxen habe ich lange gegen mich, jetzt auch die Magnetiseurs, die badische Regierung, die Juden, die Pietisten, die preussische geheime Polizei und die Zeitungsschreiber, endlich die Cabinete von Wien, Dresden und Berlin (viel Ehre für mich!) und Weimar hat eine Criminaluntersuchung über mich verhängt! Mein Trohsinn sieht darin lauter schöne Hoffnungen. Berühmt werde ich wenigstens wie der Verbrenner des Tempels zu Ephesus; doch habe ich wol keinen Tempel zerstört, eher mitgeholfen um einem einen Grundstein zu legen, was freilich in der Regel noch weit mehr übel genommen wird. Ich muß" — zu den nächsten Worten ist am Rande bemerkt, „hier steht einiges, was ich nur Dir allein sagen darf“, doch wol weil jeder andere es leicht misdeuten könne — „ich muß bis jetzt den Augenblick den ausgezeichnetsten in meinem Leben nennen, als ich den 18. Oct. des Morgens nach der Feierlichkeit zwischen den Burschen im Sonnenschein auf dem Hofe der Wartburg stand.“

Auch war ja wirklich das Fest ohne Unordnung und Unfrieden und sicher erhebend für viele vorübergegangen. Die Reden der Studirenden *) sprachen freilich zu viel Selbstgefühl und zu viel Herabsehen auf andere aus; die Eröffnungsrede Riemann's klagte, daß alle schönen Hoffnungen des deutschen Volks vereitelt seien, und forderte Haß gegen alle, „die lieber im Staube kriechen als frei und kühn ihre Stimmen erheben gegen jegliche Unbill, die, um ihre Erbärmlichkeit und Halbheit zu verbergen, unserer heiligsten Gefühle spotten, Begeisterung und vaterländischen Sinn und Sitten für leere Hirngespinnste ausschreien“, und noch zuversichtlicher wollte die Rede Rüdiger's auf dem Wartberge „zeugen für den Geist der Tugend und der Schönheit, lebendig in wenigen Herzen, und wir wollen ihm einen gedeihlichen Boden erschaffen in allen Gauen des Vaterlandes; er will ein Vaterland haben und wir haben keins; in diesen papierenen

*) Diese Reden und andere das Wartburgsfest betreffende Actenstücke in D. G. Kiefer's Beschreibung des Festes (Jena 1818).

Staaten ohne Seele muß das deutsche Bruderherz erkalten; bei dieser kleinlichen Geschäftigkeit, wo der beste Knecht der beste Bürger ist, bei diesem Hofdienst und dieser kindischen Auszeichnung kann kein Wett-eifer entbrennen im Vortrefflichen und Guten, muß der große Enthusiasmus fehlen, der im Volksleben und seiner Kunst so Unglaubliches schafft“. Aber anmaßend ist die streitbare Jugend jederzeit gewesen, und viel heilsamer und jeder Aufmunterung werth war es, wenn sie hier unter dem Nachhall der Freiheitskriege ihre Kraft in den Dienst vaterländischer und sittlicher Ideale stellen und sich für sie begeistern mochte, als wenn sie wieder, wie man ihr seit Jahrhunderten nachgesehen hatte, in Müßiggang und Zuchtlosigkeit sie verschwenden und verderben durfte. Auch wiesen Männer wie Oken die Studirenden noch auf der Wartburg streng in ihre Schranken und von Ueberschreitung ihres akademischen Vorbereitungsstandes zurück. „Bewahret euch“, heißt es in seiner dortigen „Anmahnung“, „vor dem Wahn, als wäret ihr es, auf denen Deutschlands Sein, Dauer und Ehre beruhten; ihr habt nicht zu bereden, was im Staat geschehen oder nicht soll; nur das geziemt euch zu überlegen, wie ihr einst im Staat handeln sollt und wie ihr euch würdig dazu vorbereitet.“ Und in dem „Erinnerungsblatte“, welches Fries nach Eisenach hatte schicken wollen, als er noch von dort wegzubleiben dachte, und welches er nachher dort noch vertheilen ließ, auch nachdem er hingegangen war, waren ja freilich wol Stellen dadurch misdeutbar, daß sie der Jugend selbst schon zu viel zuschrieben, wie etwa: „Jünglingsleben ist dem lautersten Dienst des Geistes, der Wahrheit geweiht; von da soll er ausgegossen werden über die Zukunft unsers Volks; und so verbündet euch, daß im Geiste eins und einig werde das deutsche Vaterland, daß es im regen Gemeingeist gedeihe zu öffentlichem Leben“; „mögen gleichsam im geheimen Bunde alle kräftig Wollenden mit dem Geist der Jugend zusammentreten, verehrend als ihren Herrn und Meister den Geist der Wahrheit“! Doch war auch hier die Absicht nur die, der Jugend ihre Aufgaben und Verpflichtungen erwecklich vorzuhalten und ein Zurücksinken in die Leerheit und Spielerei des alten Studentenlebens zu verhüten, aber kein Gedanke dabei an dadurch zu provocirende revolutionäre Widerseßlichkeit.

Aber gar zu leicht konnten in jener Zeit, wo von Wien aus auch die meisten übrigen deutschen Regierungen und selbst Preußen zur Zögerung mit der Gewährung der verheißenen Verfassungen von einem Jahre zum andern sich nöthigen ließen, selbst ganz allgemeine Reden von Worthalten und deutscher Treue von den Gegnern dieser Ge-

währung wie Vorwürfe empfunden werden; wie viel leichter noch konnte von ihnen eine Feier, wo viel allgemeinere Klagen über alles Bestehende vor Hunderten aufgeregter junger Männer mit solcher Deffentlichkeit erhoben waren, als ein Zeichen einer nicht durch Zustände zu nährenden revolutionären Aufregung gedeutet und ausgebeutet werden, während freilich und eben deshalb auch anders und besser Gesinnte, was hier an Anmaßung und Großsprecherei geleistet war, als benutzbares Hinderniß einer guten Sache beklagten. „Noch waren wir nicht wieder zu Hause zur Ruhe gekommen“, schreibt Fries, „als uns schon von allen Seiten der Feinde Lügengeschrei in den öffentlichen Blättern zu verfolgen anfang. Ein eigenes Unglück wollte, daß eben zuvor die europäischen Cabinete von Paris aus vor neuen Bonaparte'schen Umtrieben gewarnt worden waren, und so erregte unsere kleine Angelegenheit in so hohem Grade die Aufmerksamkeit und Befürchtungen, daß plötzlich von allen Seiten Reclamationen in den härtesten Ausdrücken zusammenkamen, und zu diesen endlich zwei aus den niedrigsten Calumnien zusammengesetzte sogenannte Denunciationen.“ Der Muthwille, daß am Abend des 18. Oct. nach einer Rede des Studenten Rödiger auf dem Wartenberge bei Eisenach noch Bündel Makulatur mit daran geschriebenen Titeln misliebiger Bücher, dazu auch ein Zopf, ein Schnürleib und ein Corporalstock unter verhöhnenden Reden des Studenten Maßmann verbrannt waren, ein Act, welchen man wie irgendein anderes Studentenpereat hätte ignoriren können und sollen, sollte nun nicht nur eine Arroganz, sondern ein hochverrätherisches Attentat und die in Eisenach anwesenden Professoren sollten die Anstifter desselben gewesen sein. Zuerst jammerten preussische Zeitungen darüber in entstellten Beschreibungen des Geschehenen: unter Oken's Vorßig sollte die deutsche Bundesacte oder nach einer andern Nachricht einige dreißig Bücher auf der Wartburg verbrannt sein, während doch keiner der vier jenaischen Professoren dabei gegenwärtig gewesen war; drei derselben hatten überhaupt den Wartenberg nicht betreten und Fries nur während der Rede Rödiger's vor der Verbrennung. Durch eine scharfe Anzeige vom 24. October, welche aus der Weimarschen Zeitung auch in andere, z. B. in die Augsburger Allgemeine Zeitung vom 6. November überging, erklärte Fries hierauf das Gerücht, „als ob bei den Octoberfeiern zu Eisenach neben den Insignien des Gamaschendienstes und den Machwerken einiger Bonaparte'schen Schildknappen und Schmalzgesellen auch Stücke der Wiener Congreß-Acte verbrannt seien, seinem Ursprunge nach für lügenhaft“; der Ausdruck Schmalzgesell ist nachher von ihm selbst für ein aus Schleiermacher's

Streit mit Schmalz her adoptirter erklärt. Aber bald folgte dann unterm 9. Nov. 1817 eine an den Großherzog Karl August selbst gerichtete Denunciation des Directors des preussischen Polizeiministeriums von Kampf gegen den „Haufen verwilderter Professoren und verführter Studenten“, welche auf der Wartburg „durch Feuer und Mistgabeln Censur geübt hätten“, unter andern gegen den von ihm bearbeiteten Coder der Gensdarmarie, welcher nicht seine des Herausgebers Gedanken und Grundsätze, sondern Gesetze der deutschen Fürsten und darunter auch solche des Großherzogs selbst enthalte, „die nun in seinem Lande von seinen Dienern und Unterthanen öffentlich verbrannt und beschimpft seien“. Und noch schwerer wog es, wenn Männer nicht nur wie Gentz, sondern auch Niebuhr, von Stein, Steffens, Friedrich Leopold von Stolberg und andere Freunde von Perthes die Jugend fast ganz zu entschuldigen suchten und für ihre Anmaßungen fast allein ihren anwesenden Lehrern Vorwürfe machten; Stein's Ausdrücke in einem Briefe an den mit Fries befreundeten Minister von Gersdorff in Weimar sind so stark, daß man es ihnen anmerkt, wie er Fries, ohne ihn sonst näher zu kennen, bloß nach dem auf der Wartburg vertheilten Flugblatte und darum auch dieses nicht richtig beurtheilt.* Ein längerer Aufsatz von Fries im „Rheinischen Merkur“ verbesserte diese Stimmung auch wol nicht zu seinen Gunsten.** So kam es noch im Jahre 1817 dahin, wie Fries versichert, „daß man

*) Die Artikel von Gentz in dessen von Gustav Schlesier herausgegebenen Schriften (Manheim 1839), III, 24—59. Niebuhr's „Klagen über die Frage auf der Wartburg“ in den Lebensnachrichten über ihn (Hamburg 1838), S. 187. Steffens' Bedenken in dessen „Was ich erlebte“ (Breslau 1843), IX, 55 fg., auch schon VIII, 437. Die Aeußerungen des Grafen Friedrich Leopold von Stolberg und anderer Freunde von Fr. Perthes in El. Perthes' Leben desselben II, 165 fg. (3. Aufl.). Stein's Brief und andere Aeußerungen desselben in Perz' Leben Stein's (Berlin 1854), V, 166—169. 849—850. „Nicht ohne den tiefsten Unwillen kann man Stein's Antwort lesen“, sagt auch Gervinus (19. Jahrhundert, II, 493), „worin er ungesehen und ungehört die jenen Professoren beschuldigt“ u. s. f. Auch J. von Görres fand, daß die verbrannten Bücher „nur zum kleinsten Theile unschädlich gewählt, größtentheils aber längst von der Nation verurtheilt und gerichtet gewesen seien“. Gesammelte Schriften (München 1856), IV, 150.

**) Dieser Aufsatz füllt das ganze 190. Stück des Neuen Rheinischen Merkur vom 29. Nov. 1817; dem Exemplar davon, welches dem Verfasser vorliegt, liegt ein Brief des Kanzlers von Müller an Fries bei, worin dieser einige starke Stellen ausgelassen oder gemildert wünscht. Ob dies geschehen, ob das Stück ausgegeben sei oder nicht, wäre nur durch ein anderes Exemplar dieses 190. Stücks zu entscheiden, welches der Verfasser nicht aufzufinden weiß. (1936: In dem Exemplar der Kieler Universitätsbibliothek und der Münchener Staatsbibliothek ist dieser Aufsatz nicht enthalten.)

von Wien und Berlin wegen seiner aufrührerischen Gesinnungen seine Absetzung verlangte“; Fürst Hardenberg und Graf Zichy kamen selbst nach Weimar und brachten Briefe ihrer Souveraine an den Großherzog mit Anträgen auf eine Regulirung der Pressfreiheit durch eine bundesgesetzliche Bestimmung *); und durch sie mag damals zuerst jene Forderung gemacht sein, welche aber auch der Freiherr von Stein gegen den Minister von Gersdorff ausgesprochen hatte. „In Weimar freilich“, schreibt Fries, „sah man die Sache anders an, mir wollte dort niemand übel als Kogebue, den der böse Feind wieder hergeführt hatte; indessen die Regierung mußte, um nicht selbst in Verdacht gezogen zu werden, doch etwas gegen mich thun, damit man auswärts zufrieden gestellt werde.“ Ein Bericht, welchen sich der Großherzog von seinem Minister von Fritsch unterm 10. Nov. 1817 über das Wartburgsfest erstatten ließ, und welcher nach Berlin und wol auch nach Wien mitgetheilt wurde, rühmte zwar das Verhalten der jenaischen Studirenden; „die Jünglinge geloben sich Brudersinn und Eintracht, Aufhebung aller Spaltungen und Ordensverbindungen, und als Folge dieser Eintracht zeigt sich unter den Studirenden in Jena eine große Sittlichkeit und strenge Beobachtung landesherrlicher Gesetze, deren Aufrechterhaltung vorher ein vergebliches Bestreben der Behörde war“. Doch beklagte der Bericht, daß Fries jene „Anrede an die Studirenden in Druck gegeben, welche, wenn auch die persönlichen Eigenschaften des Professors eine böse Absicht nicht vermuthen lassen, die Misbilligung Ew. k. Hoheit verdient hat, und daß derselbe, hingerissen von der Liebe zu seinen Zöglingen, in der Meinung eine nachtheilige Verleumdung zu widerlegen, über den Vorgang nicht mit der geziemenden Ruhe und Würde sich in den öffentlichen Blättern erklärte; er habe die Voreiligkeit dieser unklugen Handlung empfindlich gebüßt, da Ew. k. Hoheit ihm Höchsthin Misfallen haben zu erkennen geben lassen“. Hierdurch entweder noch nicht befriedigt oder ermuthigt ließ Herr von Ramptz unterm 27. Nov. noch eine zweite Eingabe an den Großherzog Karl August folgen, worin er sich über die von Maßmann anonym herausgegebene Beschreibung des Wartburgsfestes, deren Druck Fries gebilligt habe, und zugleich über Fries' Anzeige in der Zeitung beschwerte, welche sich den Injurien in der Maßmann'schen Beschreibung durch neue Schmähungen gegen dieselben dort angegriffenen Männer angeschlossen habe. Fries schreibt es nicht dem Großherzoge, welcher keine Freude an solcher Inquisition hatte, sondern dem Kanzler Fr.

*) Kiefer, Wartburgsfest, S. 60, 143. Servinus, a. a. O., S. 492.

von Müller zu, daß dieser im Schrecken über die hohe Person, welche sich hier von Berlin aus hatte vernehmen lassen, durchgesetzt habe, was nun geschah; das höchste Justizcollegium in Weimar, welches den Namen der „Landesregierung“ führt und dessen Vorsitzender v. Müller war, verfügte (1. Dec. 1817) im Namen des Großherzogs eine Criminaluntersuchung gegen Fries und beauftragte damit einen Geh. Regierungsrath v. Gerstenbergk als außerordentlichen Commissar. „Der Kanzler“, schreibt Fries, „übertrieb die Sache noch gegen mich in der Weise, daß er bei der Einleitung der Untersuchung sich nicht begnügte mich als Zeugen über die Vorgänge auf der Wartburg vorladen zu lassen, sondern daß er mich bei der Ladung sogleich eines Majestätsverbrechens verdächtig erklärte. In der Form war die Vorladung gegen die Privilegien der Universität“; „ich erschien also nicht, sondern schickte nur eine feierliche Protestation gegen den Anfang irgendeiner Untersuchung gegen mich nebst Appellation an das Oberappellationsgericht schriftlich hinüber, und legte (7. Dec. 1817) eine außergerichtliche eigenhändige an den Großherzog selbst gerichtete Selbstverteidigung bei“, eine Schrift, von welcher er sagt, daß sie zuerst „durch Freundeshand meinem Fürsten vorgelegt wurde“, welche aber bald auch in die Hände der Gegner gerieth und auf deren Betrieb vielleicht in Bayern mit lobpreisenden, aber spöttisch gemeinten Anmerkungen herausgegeben wurde.*, Fries klagte hier mit Recht, daß man seine politischen Grundsätze und den ganzen Geist seiner Lehre aus einem fliegenden Blatte beurtheile, nachdem er seit vierzehn Jahren öffentlich in Schriften

*) Der Titel der Schrift ist: „Selbstverteidigung des Hofraths Fries über die ihm öffentlich gemachten Beschuldigungen wegen der in und bei Eisenach begangenen Feier des 18. Octobers 1817 mit kleinen Bemerkungen von einem seiner großen Verehrer. Im Jahre des Heils 1818 auf dem Turnplatze geschrieben.“ Der echten ersten Verteidigung von Fries, welche er am 6. Dec. 1817 an den damals als Untersuchungscommissar bestellten Geh. Regierungsrath v. Gerstenbergk eingesandt hatte und welche dann aus den Acten einem Gegner von Fries zur Herausgabe mitgetheilt sein mußte, sind hier fortlaufende Anmerkungen beigelegt, worin in ermüdender Ironie und fingirter Bewunderung aus Fries' Worten revolutionäre Consequenzen oder Abgeschmacktheiten abgeleitet und diese dann als höchste Weisheit gepriesen werden. Oken hat dies alles abdrucken lassen und mit seiner üblichen Symbolik begleitet („Fris“, 1818, Heft 2, S. 387—393), und er bemerkt hier, daß einige Wochen, nachdem Fries seine Verteidigung eingereicht, „das Blicklein aus Bayern, durch ähnliche Kinder schon bekannt, hier (in Jena) angekommen sei; wie so etwas in unsichere Hände gekommen, ist bis jetzt noch nicht erfahndet“ (1936: Die „Isis“ enthält nicht „dies alles“, sondern nur die Anmerkungen und dann diejenigen Stellen der „Selbstverteidigung“, an die die Anmerkungen anknüpfen.)

über den Staat sich habe vernehmen lassen, auch schon „als die Schmeichler schwiegen, als die Schmeichler Napoleon rühmten“; er beruft sich besonders auf die Schrift vom Deutschen Bunde und die Art, wie er hier den Grundsatz Schlözer's: „Reformen aber keine Revolutionen“, vorangestellt und angewandt habe, ebenso darauf, daß er in dem Flugblatt auf der Wartburg nicht zum „gemeinen Manne“, sondern zu gebildeten Studirenden und größtentheils solchen geredet habe, welche seinen Gedankengang schon länger gekannt hätten, also vor Mißdeutung seiner Worte sicher gewesen seien; er dringt darauf, daß bei einer Feier des 18. October die Worte von Freiheit und Knechtschaft nur auf die Befreiung von Napoleon's Herrschaft zu beziehen gewesen seien; er verwahrt sich gegen „den Hauptgrund des Mißverständnisses seiner Worte, daß was er blos in Beziehung auf Burschenleben gesagt, auf einen allgemeinen politischen Zweck gedeutet sei“. „Der Zweck meiner Worte war, für eine Freundschaft durch Vaterlandsliebe unter allen Studirenden zu sprechen und gegen die unter ihnen bestehenden Spaltungen in Landsmannschaften. Formen und Verfassungen helfen nichts, wenn der Geist fehlt; daher muß durch Volksbildung von unten aus dem Volk dem Guten seine rechte Stütze und Sicherheit kommen. Für dieses Gute aber wünsche ich dem Studentenleben einen Freundschaftsbund, den nur Geistesverwandtschaft (nicht Form und Landsmannschaft) schließt“; schon auf der Wartburg, wo Studenten aller Parteien vereinigt waren, „wäre der Streit durchaus nicht zu vermeiden gewesen, wenn sie nicht alle von einer gemeinsamen Begeisterung ergriffen wurden, und diese mußte die des Patriotismus sein; über diesen Geist der Einigkeit haben sie alles minder Wichtige vergessen.“ „Der Patriotismus einzelner Staaten ist bei den Bewohnern mehr als bei den Regierungen zu erblicken; laßt jetzt nur einige Jahre hindurch diesen heiligen Ernst der Vaterlandsliebe in unserer gebildeten Jugend belebend wirken und ihr werdet denselben Lebenshauch bald im ganzen Volke spüren.“ Ueber die Bücherverbrennung bemerkt er, es sei vor allem zu sorgen gewesen, „daß dort alles mit möglichster Offenheit und Oeffentlichkeit ohne heimliche Umtriebe geschehe“; dadurch sei es „einem jeden sehr erleichtert sein Recht zu finden, wenn einzelne Beleidigungen Abwesender bei der Bücherverbrennung vorgefallen seien“; darum habe er nichts dagegen gethan, als er vorher Kunde davon erhalten habe, aber sie nicht veranlaßt und auch an der Ausführung keinen Theil genommen; da er aber keine Verbindlichkeit gehabt habe, in Eilenach für die Ordnung zu sorgen, so könne man ihn nur verantwortlich machen wegen

etwas Unbefugten, was er selbst gethan habe, aber nicht wegen Nichtverhinderung dessen, was andere gethan hätten.

Diese Vertheidigung machte auch, wie Fries bezeugt, einen günstigen Eindruck auf seinen vortrefflichen Fürsten und dessen Rätthe; sie wird auch schon auf das Rundschreiben gewirkt haben, welches der Minister Graf Eöling unterm 19. Dec. 1817 an alle großherzoglichen Geschäftsträger ergehen ließ, und worin er bezeugen konnte, Graf Fries, welchen er dazu selbst nach Jena begleitet habe, sei durch „die Ordnung, die Disciplin und die trefflichen Gesinnungen unter den dortigen Studenten selbst überzeugt, daß die Sache nicht so sei wie man sie dargestellt habe“.*) Zwar „die Commission erklärte darauf keine Rücksicht nehmen zu können, das Collegium verwarf die Protestation und Appellation“, und Fries wurde aufs neue vor die Commission nach Weimar citirt. Er erschien aber wieder nicht, wiederholte schriftlich seine Protestation und erbat und erhielt nun vom Oberappellationsgericht ein Inhibitorium an das Gericht, die „Landesregierung“ in Weimar, welche darüber nun wol mit dem Appellationsgericht in Streit gerieth, aber nichts ausrichtete. So endigte das Jahr 1817 damit, daß die Landesregierung an Fries (29. Dec.) die Erklärung ergehen lassen mußte, „der Verdacht einer Theilnahme des Hofraths Fries an einer auf der Wartburg verübten Majestätsbeleidigung verschwinde jetzt allerdings und eine Criminaluntersuchung wegen eines solchen Staatsverbrechens finde demnach wider ihn nicht statt, der Specialauftrag dazu sei nach einem Rescript des Großherzogs für erloschen zu achten, und die Sache sei nun lediglich dem akademischen Syndikatsgericht zu Jena überlassen“. Nur so weit reichen nun auch die Acten des Streits in der „Rechtfertigung gegen die Anklagen wegen seiner Theilnahme am Wartburgsfest“, welche Fries selbst um Ostern des folgenden Jahres zu Jena erscheinen ließ; darin ist die frühere Selbstvertheidigung und der Aufsatz im „Rheinischen Merkur“ größtentheils wieder aufgenommen, ebenso die Schreiben von Kampf und die Gegenreden von Fries aus dem Jahre 1817.

*) Das Schreiben des Grafen Eöling bei Kieser, a. a. O., S. 143.

3. Das ruhige Jahr 1818. Praktische Philosophie. Reise und Brief nach Kempten.

Auch im Laufe des ganzen Jahres 1818, dem letzten vor dem Jahre der Ermordung Kogebue's und der Karlsbader Beschlüsse, ward in Weimar und sonst irgendeine Beschränkung der Wirksamkeit von Fries noch unnötig oder unthunlich befunden. Verhandlungen in Folge des Wartburgsfestes dauerten zwar noch fort und ebenso der Trieb von Kampf, den dabei etwa nachlassenden Eifer durch neue Impulse wieder zu beleben. Vor dem Universitätsyndikus Justizrath Asverus verwahrte sich Fries zuerst, daß er nur in der Voraussetzung vor ihm erschienen sei (22. Jan. 1818), es sei jetzt von keinem Criminalproceß mehr die Rede, sondern nur von summarischer Behandlung einer Injurienfache, deren Abkürzung er selbst wünsche, und bekannte sich dann dazu, daß er die Schrift Naßmann's vor dem Druck gesehen und dem Buchhändler Wesselhöft übergeben habe; ebenso zu der Zeitungsanzeige; er reichte dann schriftlich (24. Jan. 1818) eine längere Erklärung ein, in welcher er sich gegen Kampf's Vorwürfe aussprach und mit einer Redenunciation der von diesem ausgestoßenen Injurien und Calumnien endigte. Dazu rieth auch von Berlin aus De Wette. „Man fordert mich auf“, schreibt er ihm am 27. Jan. 1818, „Dich zu bewegen, daß Du Kampf wegen der Injurien in beiliegender Schrift“ — er schickte ihm den damit noch reichlich ausgestatteten besondern Abdruck einer rechtlichen Erörterung über öffentliche Verbrennung von Druckschriften aus den „Jahrbüchern der preussischen Gesetzgebung“ — „verklagest, und ein Justizcommissar erbietet sich Dir zu dienen; Sachverständige halten die Klage für wohl angebracht.“ Nachdem der Syndikus diese ganze Erklärung erst spät (10. März 1818) nach längerer Krankheit zur Mittheilung an Herrn v. Kampf mit einer Vorladung desselben auf den 20. April an das königliche Kammergericht zu Berlin abgeschickt hatte, und nachdem Kampf hierauf unterm 6. April dem Syndikatsgerichte ziemlich spöttisch geantwortet hatte, „verlor“, schreibt Fries, „der Kanzler wieder die Tramontana, setzte den Syndikus ab und verwies meine Sache an einen Specialcommissarius. Der rechtswidrige Schritt gegen den Syndikus mußte zwar sogleich zurückgenommen werden, aber ich blieb mit dem Commissarius in Nachtheil, da ich den von einer schweren Krankheit kaum genesenen und jetzt so schwer gekränkten Syndikus mit meiner Zänkerey nicht noch mehr kränken wollte. Noch eine Vernehmung beim Specialcommissarius

Antmann Faselius brachte eine noch tölpelhaftere Schimpfrede von Kampf zur Antwort, und die gute Sache schloß ein. Ich hätte sie schlafen lassen“, setzt er hinzu, erst durch Martin habe er sich später bestimmen lassen, ein Urtheil in der Sache zu fordern; aber ein solches erhielt Fries erst unter sehr veränderten Umständen am Ende des nächsten Jahres.

Jetzt freute er sich noch ganz seiner Wirksamkeit in Jena, und viele andere mit ihm. Auch Karl August ließ sich noch nicht einreden, daß durch die Studenten seiner kleinen Landesuniversität das große Vaterland in Gefahr sei, und hatte nach wie vor Freude an ihrer Erhebung und an ihren Sitten: am 7. März nahm er in Jena einen Fackelzug der Burschenschaft und die Dankesworte ihrer Abgeordneten an; dann in der Freude über die Geburt seines Enkels, des jetzt-regierenden Großherzogs Karl Alexander, gestattete er nicht nur, daß ihm die Burschenschaft nach der Taufe des Erbprinzen vor seinem Schloß in Weimar wieder ein Vivat bringen durste, sondern zu dem Taufactus, bei welchem das ganze Land Pathenstelle vertreten sollte, wurden auch Abgeordnete der Burschenschaft eingeladen und als solche wohnten drei Studenten, von Vinzer, Siemessen aus Göttingen und Graf Keller aus Stedten, in der damaligen altdeutschen Tracht am 5. Juli der Taufhandlung bei; gegen 500 andere, geführt von einem Studenten, der 30 Jahre später noch eine größere deutsche Versammlung führen sollte, von Heinrich v. Gagern, zogen abends mit Fahne, Fackeln und Musik auf den Schloßhof, und vom Balkon, wo die ganze fürstliche Familie ihr Hoch und ihre Lieder „Lützow's wilde Jagd“ und „Was ist des Deutschen Vaterland“ anhörte, wurde ihnen auch der fürstliche Täufling gezeigt und der Vater desselben, der Erbgroßherzog Karl Friedrich, begrüßte sie persönlich auf dem Schloßhofe, wo sie dann an zwölf gedeckten Tafeln bis Mitternacht zusammenblieben und bewirthet wurden. *) Die alte Kirche hat die Pathen zum Schutz der Täuflinge nach dem Tode der Aeltern eingeführt; einen bessern Schutz kann ein Fürst seinem Nachfolger nicht nachlassen, als die Liebe seines Volks und die Liebe zu seinem Volke, und an dem Segen dieser geistlichen Verwandtschaft zwischen beiden hat es hier auch nachher auf keiner von beiden Seiten gefehlt.

Auch Fries zu schätzen und zu schützen hörte Karl August nicht auf, trotz aller bei ihm angebrachten Verdächtigungen. Ein Mitglied

*) R. und R. Keil, Geschichte des jenaischen Studentenlebens, S. 431 fg., und „Gründung der Burschenschaft“, S. 131.

seines Ministeriums, Geh. Referendar von Conta, welcher ihm ein Exemplar von Fries' „Ethik“ übergeben hat, schrieb diesem (7. Febr. 1818), der Großherzog habe beim Empfang desselben „scherzhaft geäußert, man sagt bei Gelegenheit dieses Buches, Fries wolle uns die Moral lesen, und habe dann hinzugefügt: schreiben Sie ihm recht viel Freundliches darüber. Ich schreibe Ihnen dies absichtlich“, fährt Conta fort, „weil diese Worte Ihnen zum Beweise dienen können, wie jene ungünstigen Eindrücke zu verschwinden anfangen. Und wenn es Ihnen von der ganzen Welt gleichgültig wäre, wie sie von Ihnen urtheilt, so sind Ihnen doch gewiß die Gesinnungen unsers edeln Fürsten gegen Sie nicht gleichgültig. Ich kenne ihn nun seit 15 Jahren durch nähern Umgang, aber ich kann mit Wahrheit versichern, daß meine innigste Verehrung für ihn mit jedem Tage zunimmt; so viel klarer Verstand, so viel Scharfsinn, so viel Kenntnisse und so viel Gemüth finden sich gewiß selten, zumal bei einem Fürsten, vereinigt“. Auch die neue Ausgabe der „Logik“ hat der Großherzog, wie Conta (1. Dec. 1818) berichtet, „mit großer Freundlichkeit aufgenommen und befahl mir Ihnen bestens dafür zu danken; er bemerkt wie fleißig Sie sein müßten, da Sie neben Ihren Vorlesungen so viele und so gehaltvolle Werke lieferten; es freute ihn, daß Sie auch hierdurch zu Jenas Celebrität beitragen“.

Auch viele andere Männer, nahe und fern, Freunde und Schüler, oder auch solche, welche Fries nur aus Schriften kennen, acclamirten ihm jezt noch zu dem, was geschehen war. „Jacobi“, schreibt J. Kopp aus München (16. Dec. 1817), „würde Ihnen selbst geschrieben haben, wenn ihn nicht Augenschwäche und öftere Kränklichkeit hinderte. Der ehrwürdige, Greis mit dem kleinen Kreise seiner Freunde, Noth, Niethammer, Thiersch, Herder (auch ich rechne es für ein hohes seltenes Glück, seinem Cirkel anzugehören), nimmt an allem, was der Menschheit wichtig und heilig ist, den lebhaftesten und innigsten Antheil, insbesondere auch an dem wackern Benehmen der Studenten auf der Wartburg. Aber nicht etwa nur eine geringe Anzahl, nein, ein beträchtlicher Theil selbst aus der Klasse der Bürger hat sich jener Vorgänge gefreut und sie gebilligt, wie denn in dieser Klasse bald einzig und allein noch gesunder Sinn sein wird; im Deffentlichen sucht man ihn mit den Krüden des Alten todtzuschlagen“; er gedenkt dann des neuen bayrischen Concordats, worin „Alle nur die Organisation der Kabale und der Heuchelei sehen“, der Wiederherstellung der Patrimonialgerichtsbarkeit, des „Wiederauflebens des Bettels zumal in der Hauptstadt und der wiedergeborenen Klöster“. Ludwig Döderlein schreibt von Bern

(11. Febr. 1818): „Ich habe Sie überall begleitet und in Eisenach am Altar wie am Feuer den wohlbekannten Mann mit dem klaren Liebes-
 Auge gesehen, habe mich auch gefreut, als man Sie den Unbesonnenen
 nannte, und meinen philologischen Commentar dazu gemacht, demnach
 bei Thucydides die Athener ihren Bundesgenossen, solange sie den
 hündischen Druck trugen, *σωποσύνην* zugestanden, und Kritias, nach-
 her einer der 30 Tyrannen, in Plato's Charmides die Sophrosyne
 setzt in das *τὰ ἑαυτοῦ πράττειν* d. h. sich um seinen Beutel und
 sein Amt kümmern und die Welt dem gnädigen Herrn überlassen.“
 „Was Sie in mich gelegt, hat lange lange geschlafen, Sie meinten
 auch wol es wäre längst versaut; jetzt treibt es, aber wohin das weiß
 ich nicht, aber vorwärts und zum Guten.“ „Gott vergelte Ihnen“,
 schreibt Fries' Verleger Winter aus Heidelberg, „was Sie auf die
 Jugend unsers Vaterlandes wirken und wie Sie es thun. Lassen Sie
 jene herrliche Stimmung nur fortönen auf irgendeine Weise und nicht
 wieder erkalten diese Wärme für rechtlich freies öffentliches Leben.
 Nur mit ihm werden wir auch allein die schöne religiöse Anlage im
 Vaterlande gerettet sehen. Lassen Sie sich doch ja nicht irren des
 vornehmen Böbels schielende Blicke und Geschrei, Ihre Hoffnungen
 auf die Jugend sollen gerechtfertigt werden. Ich zähle mich auch zu
 dieser Jugend, lieber Fries, auch ich achte Ihre Rede mir gewidmet
 und meinen Freunden.“ Karl Hoffmeister ist selbst als Student mit
 auf der Wartburg und beim Feuer gewesen und hat bei Bädeker in
 Offen eine Beschreibung des Festes drucken lassen; er schreibt darüber
 von Krefeld: „Ich that zur Verbreitung des Festes soviel ich konnte;
 die Neuigkeiten, die ich davon in die hiesige Gegend brachte, wurden
 alle verschlungen; die Bessern richteten sich zur Hoffnung auf und
 meinten eine Zeit lang, es könne vielleicht doch endlich einmal das
 Bessere kommen. Jetzt ist man wieder zur Tagesordnung zurückgekehrt,
 zweifelt, belächelt oder hat es schon wieder vergessen. Wir müssen
 ihnen den guten Gedanken gewaltsam ausdringen, wie dem wider-
 spenstigen Kinde die bittere Arznei, sonst bleibt's ewig beim Alten.“
 Regierungsdirector Fernow in Gumbinnen wendet sich an Fries
 (20. Dec. 1817) ohne ihn zu kennen, entschuldigt es daher, „wenn
 die Stimme eines ihm gänzlich Unbekannten aus dem fernen litta-
 uer Lande ihm warme liebevolle Theilnahme an seinem Lebensgange zu-
 ruft. Aber so weit ich Ihre Persönlichkeit nach Ihren Schriften und
 Ihrer mir bekannt gewordenen Handlungsweise aufgefaßt habe, sage
 ich mir gern, Sie werden ein unbefangenes Interesse an Ihrer Denkart,
 insonderheit aber an der Wirksamkeit Ihres öffentlichen Lebens und

in Ihrem Lehramt nicht vornehm und kaltherzig zurückweisen. Daher bitte ich Sie herzlich mir Nachricht zu geben, ob die Ereignisse auf der Wartburg Ihrer Person und Ihrer öffentlichen Wirksamkeit Unangenehmes und Zwingendes zubereitet haben oder zur Folge haben dürften. Sie bedürfen keines Rathes, aber in welchem Behr- oder Ruhestande Sie sich befinden, ob Sie heiter und muthig sind, diese Nachrichten von Ihrer Hand würden mir, dem Fremden zwar, aber Ihnen doch sehr befreundeten eine wahre Genugthuung und gewiß auch Freude gewähren, denn ein lebenskräftiger in sich gehaltener Geist wird auch sein Gleichgewicht mit feindlichen Kräften bald wiederherzustellen wissen.“ Und an der Wartburgrede des Studenten Rödiger hat er so viel Freude, daß er diesem ohne ihn zu kennen auf Erkundigung nach seiner Lage sogleich ein beträchtliches Stipendium für die nächsten Jahre aussetzt. De Wette ist „verdrücklich über die wartburger Geschichte“, aber nur wegen der Aufnahme, welche sie in seiner Nähe gefunden hat. „Ich habe diese Sache von Deiner Rede bis zu Maßmann's Schrift u. s. w. mit unbefangener Liebe angesehen und habe meinen Sinnen nicht getraut, als ich fast von allen meines Kreises, meinen trefflichen Lücke ausgenommen, dem nichts fehlt als das Studium Deiner Lehre, da er deren Geist schon hat — misbilligende Urtheile hörte. Laß mich davon schweigen, doch muß ich auch Schleiermacher ausnehmen, der wenigstens die Handlung auf der Wartburg selbst vollkommen billigt. Ich brauche Dir keinen Trost zu sagen wegen Deines Criminalprocesses — wenn Du ihn auch verlierst vor den Gerichten und vor der Menge, Du gewinnst ihn aber vor denen, die den wahren Geist kennen.“

Diese Ermuthigungen ließen denn auch für Fries die gehobene Stimmung nicht verloren gehen, welche er sich noch das ganze Jahr 1818 hindurch erhielt. „Meine Sachen gehen hier recht gut“, schreibt er an Reichel (10. Febr. 1818). „Die weimariſche Regierung hat ihr Verfahren gegen mich selbst wieder cassirt, da ich mit Protestiren und Appelliren mich nicht irremachen ließ. Darin hast Du ganz recht, daß ich mit der Wartburgsfeier fest ins Zeug hinein gegangen bin; es hat aber allseits gut gethan, die gute Sache bringt durch. Ich habe aber übrigens von der Regierung keinen Verweis bekommen und alles Aehnliche in den Zeitungen sind falsche Angaben.“*) Hatte

*) Diese Versicherung stimmt nicht überein mit der oben S. 180 angegebenen des Ministers von Fritsch. Aber da der Bericht des letztern wol offensichtlich für Wien und Berlin rebigirt wurde, so könnte, was dort als eine bereits vollzogene Strafe

er doch auch soeben erst den ersten Band seines Handbuches der praktischen Philosophie, die „Ethik oder die Lehren der Lebensweisheit“, vollendet, mit ihr, wie er sagt, „das Beste was ich weiß, das Beste was ich habe“, und „mit dem Vertrauen, daß das, was ich in dieser Lehre das Meinige nennen darf, meinen Namen unter den Deutschen erhalten wird“. Wieder an die „deutschen Jünglinge, an die Freunde von der Wartburg“ richtet er am dritten Jubelfeste der Reformation dies „Beste was er hat“. „Unsere Wissenschaft“, sagt er hier, „soll die Vereinigung der Griechenweisheit mit dem Christengeist finden“, aber nicht „die fromme Begeisterung misdeuten auf eine nur leidende Hingebung und Erwartung der Sünden- und Schuldtilgung durch eine höhere Hand“, wodurch „das reine sittliche Thun und Wirken des Menschen der Frömmigkeit entfremdet wird“, sondern Kant soll sie folgen, der zuerst „den gemeinschaftlichen Grundgedanken der Griechenlehre und Christenlehre zum wissenschaftlichen Grundgedanken gab, die Idee der persönlichen Würde des Menschen und die Idee der sittlichen Nothwendigkeit, welche uns dem Gebot der Menschenwürde unterwirft“. Praktische Philosophie ist für Fries die Lehre vom Werth und Zweck des menschlichen Lebens und der Welt; sie steht als zweiter Theil im ganzen System der Philosophie neben der speculativen Philosophie, deren Gegenstand die Gesetze und Ideen von der Einheit im Dasein der Dinge sind; die Einheitslehre ist Philosophie der erkennenden, die Zwecklehre Philosophie der handelnden Vernunft. In der letztern, der praktischen Philosophie, stehen wieder die beiden als Theile nebeneinander: zuerst Ethik, praktische Naturlehre, Lehre vom Werth und Zweck menschlicher Handlungen, und dann Religionslehre, praktische Ideenlehre, Lehre vom Zweck der Welt. Während man gewöhnlich nur die Ethik praktische Philosophie nennt, findet Fries es besonders wichtig, „daß die Religionslehre als ein Theil der Zwecklehre anerkannt und als Ideenlehre von den Zwecken, der Ethik als Naturlehre von den Zwecken an die Seite gestellt werde“. Aber mit der Ethik muß angefangen werden, denn „über den Zweck der Welt gibt es keine wissenschaftliche Lehre, die Ideen desselben können Menschen nur im Gefühl fassen, welches die Schönheit und Erhabenheit des Lebens in der Natur anerkennt; wissenschaftlich ist daher die Lehre der Ethik das

hingestellt ist, zwar beabsichtigt, aber nachher durch des Großherzogs Abneigung, Fries wehe zu thun, ungeschcehen geblieben, oder schon vorher so leise und schonend ausgeführt sein, daß Fries selbst es gar nicht gemerkt hatte und vielleicht auch nicht hatte merken sollen.

erste, sie ist die begreifliche, von dem wir uns erst zu dem höhern unbegreiflichen können hinüberleiten lassen“. Ohne den ethischen Grundgedanken der Selbständigkeit des Geistes bekommt auch die religiöse Ueberzeugung keine Klarheit, „aber die Ethik sucht keine Erkenntnißgründe in der Religionslehre“. Aber „nur die höchsten Ideen über den Werth des geistigen Lebens kann unser Geist rein sich selbst aussprechen“ und darum speculativ behandeln; „in allen Dingen der Ausführung und Anwendung aber muß die Philosophie sich erst von der Erfahrung belehren lassen“. So müssen diese beiden Elemente in jedem Theile der Ethik wohl unterschieden werden und man darf sich nicht einbilden, bloß empirisch Erkennbares, z. B. daß Staaten, Berufsarten, Familien existiren, durch bloßes Construiren erkennen und bestimmen zu können. Die Theile des Ganzen der Ethik aber, welche Fries unterscheidet, sind 1) allgemeine Ethik als Lehre vom Werth und Zweck menschlicher Handlungen überhaupt, 2) Tugendlehre, Anwendung der allgemeinen Ethik auf das innere geistige Leben des Menschen, und 3) Staatslehre (Politik und Naturrecht), Anwendung derselben auf die äußern geselligen Verhältnisse der Menschen. Doch das Detail der Ausführung darf hier nicht weiter verfolgt werden; bemerkenswerth ist vor andern die Art, wie er neben dem Allgemeingültigen der Pflichtenlehre noch Freiheit und Berechtigung vindicirt für eine ungleiche Mannigfaltigkeit sittlicher Zustände, in welchen nicht der eine ebenso ist wie der andere, sondern verschiedene Individualität existiren darf und erhalten bleibt, und wie dabei auch der Begriff des Erlaubten erst zu seinem Recht kommt und das Zerfallen der Doctrin mit dem wirklichen Leben und die abstracte Unanwendbarkeit jener weithin am sichersten verhindert wird.

Hier fehlte Fries denn auch die Zustimmung derer nicht, welche ihm immer die liebsten waren, seiner herrnhutischen Freunde. Reichel, welcher sonst wegen des Wartburgsfestes nicht ohne bekümmerte Theilnahme für den Freund ist, „ob er nicht vielleicht etwas Unzeitiges unternommen und die Kraft seines Muthes und seiner Rede, welche er länger dem Vaterlande hätte bewahren sollen, zu früh ins freie Feld gewagt habe“, ist doch gerade durch Fries' „Ethik“ auch über diese Sorge beruhigt. „Es war“, schreibt er (2. Jan. 1818), „ein unaussprechlich ergreifender, wohlthätiger und in Bezug auf Deine gegenwärtige Lage die heiterste Ruhe über mein Inneres verbreitender Eindruck, mit dem ich das Buch durcheilte und beendigte; gerade dies Buch mußte jetzt von Dir in die Welt ausgehen, mit ihm kannst Du allen bösen Leumund und allen hämißchen Anklagen getrost entgegen-

treten, und wenn Deine Ankläger nicht verstummen und schamroth werden, nur desto schlimmer für sie. Jetzt verstehe ich, warum Du es das echteste Werk Deines Lebens nennst, und mit vollem Rechte. Die Niskyer sind auch durchgehends hoch entzückt darüber. Soeben schrieb mir Brahts: «Fries' Ethik hätte gar nicht zeitgemäßer erscheinen können, diese mit soviel Ruhe und Würde abgefaßte Schrift, welche den Aufrührs beschuldigten Mann als den reinsten und schuldloosesten, aber auch klarsten und kräftigsten Denker dem aufgeregten Vaterlande darstellen wird. Und diese Lehre der Ethik selbst ist so populär, so herzensprechend, daß sie kaum verfehlen kann aller Herzen, die es irgend verdienen, zu ergreifen.» Ein anderer, Stengard, ist nach der «wunderschönen Wartburgsfeier und Fries' Ethik mehr zum Anbeten als zum Schreiben aufgelegt»; doch «wenn Du an Fries schreibst», sagt er Reichel, «so nenne mich ihm, und sage ihm, mit welch innigem Entzücken wir seinen Tag sich röthen sehen; wie muß ihm das Fest wohlgethan haben, wenn er sieht, wie seine Ideen so ganz verstanden und mit solcher Begeisterung aufgefaßt werden». Auch Kolbing, schreibt mir ganz entzückt über die Ethik. Mir aber, mir soll das Buch noch viel herrliche Stunden bereiten, Stunden des reinsten seligsten Wahrheitsgenußes und kräftiger Erweckung des Gefühls und der Kraft.» Schordan, ein Dichter der Brüdergemeine, hat nichts als „langes tiefes Schweigen über dem Vaterlande sich lagern gesehen, bis in dem Dunkel dieser Nacht der Stern der Wartburgsfeier aufstrahlte und die Hoffnung auf ein deutsches Volksleben in freudig strebender Begeisterung wieder herrlicher als je erweckte“. Noch ein Zögling der Brüdergemeine und schon in Heidelberg Fries' treuer Schüler, C., seit dem Frühjahr 1817 Privatdocent zu Berlin und vor Hegel's Ankunft mit seltenem Erfolg und dabei von De Wette und Böckh gefördert, hat dem Wartburgsfeste schon vorher mit großen Hoffnungen entgegengesehen: „Der Tag kann einer der großen in der Geschichte werden durch Sie! weder Jahn noch Arndt scheint sich unter die Schaar der deutschen Burken mit Gedanken und Wort zu wagen, wol, weil sie da wissenschaftlich nicht bestehen? und die Gediegenheit der geistigen Ausbildung fehlt?“ und er schreibt nun nach dem Feste (22. Dec. 1817) „wie doch eine solche Begebenheit ein Flammenlicht ist, das in die verborgensten Winkel dringt und uns zeigt, wo die Schurken in der Finsterniß sitzen und mit scheuen Blicken den Verrath des Guten aussinnen“. „Die Nichtswürdigen sollte man zertreten, sie wollen das Gute nicht und verderben die Jünglinge. Für Ihre Ethik den herzlichsten Dank! die soll mir

eine Herztärkung sein. Für die Vorrede nehmen Sie Händedruck und Kuß! liebster, bester Fries!“ Und etwas später (25. Mai 1818): „Es sammeln sich ja immer mehrere um Sie; in Marburg liebt Behring nach Ihrer Logik, Kreuzer nach Ihrer praktischen Philosophie. Daß ich mit auf dem Turnplatz lebe, wird mir vielleicht hier nachtheilig sein; da kann ich nicht helfen. Ich muß selbst leben können. O, die goldenen Jugendzeiten der neuen Gerechtigkeit und großen Freundschaft. Liebster Fries, Ihre Ideale.“ An dieser Anerkennung der Brüdergemeine hat Fries besondere Freude. „Meinen besten Dank an Euch Alle“, schreibt er an Reichel (10. Febr. 1818), „für die freundliche Aufnahme meiner Ethik. Schreibe mir doch gelegentlich noch mehr darüber, und ob Du mehr als populäre Darstellung eines willkürlichen Systems, ob Du vielmehr ein als nothwendig begründetes System nach allen seinen Articulationen daraus heraus lifest? Auch Stengard soll mir darüber schreiben. Es thut gar zu wohl, die Bedeutsamkeit eines Gedankens anerkannt zu fühlen, wenn einem dieser Gedanke selbst so lebendig wichtig ist. So geht es mir hier nun mit allem, Geistes Schönheit besonders und die Eintheilung der Tugendlehre durchweg; viel thue ich mir darauf zugute der griechischen *καλοκαγαλία* und ihrer Lehre von der Freundschaft das Recht wieder verschafft zu haben.“

Aber freilich nicht von allen Seiten her kam schon vor dem Jahre 1819 Fries so viel Acclamation entgegen, als aus seiner alten Heimat, welche ihm fast treuer blieb als er ihr, aus der Brüdergemeine. In Heidelberg schien man ihn bald zu vergessen; als Professor der Physik war dort Munde aus Marburg an Fries' Stelle getreten, und von derselben Seite wünschte man Juden von Jena dorthin zu berufen und erwartete viel Beifall für ihn; „ob er aber nicht damit“, schreibt Professor Chr. Wagemann, „ein Stein des Anstoßes für Thibaut, Daub, Hegel, der noch keinen von uns jüngern Professoren besucht hat (wahrscheinlich ist er zu vornehm dazu), für Kreuzer u. a. werden wird, ist eine andere Frage“. „Hegel soll gefallen“, schreibt H. Willy, auch ein Schüler von Fries aus der Brüdergemeine; „wie sehr Sie hier in Heidelberg verfeßert worden sind, werden Sie wol schon durch andere wieder erfahren haben.“ „Hier geht's arg über Sie her“, schreibt der Buchhändler Winter, „erst war ein Franzose, Cousin, ein Philosoph, hier, der über Sie sehr loszog, weil Sie ihn, wie er dort war*), zur Wart-

*) Günstiger lautet Victor Cousin's eigene Beschreibung seines Besuchs bei Fries in der *Revue des deux mondes* vom 1. August 1866, S. 605—606.

burgsfeier eingeladen; er saß stets bei Hegel, erhob diesen über alles. Man sagt den Studirenden, dies sei bloß alles um sie nach Jena zu ziehen. Man sagt, man könne nicht klug aus Ihnen werden, Sie wären verrückt, man bedauere Sie; das Verbrennen der Schriften sei höchste Intoleranz, die Inquisition habe auch so gehandelt, so handele kein gebildeter Mensch. Besonders fallen die Theologen und Frömmlinge über das Biblische in Ihrer Rede, ja, daß Sie gar den Herrn Christus mit hineingebracht hätten in eine Rede zu jungen Leuten, und über das Abendmahlnehmen. Paulus lobt Ihre Rede und freut sich der Sache sehr.“ In Göttingen klagt Hugo noch spät (1. Nov. 1818) über die „Nachahmung von Luther's Scheiterhaufen, der übrigens nur eine Erwiderung war; daß dort keine Schrift eines vorzüglichen Lehrers verbrannt worden ist, gebe ich zu, denn auf Dabelow und Schmalz halte ich nicht viel; aber auf diese Art von jungen Leuten ein Urtheil über ihre Lehrer aussprechen zu sehen gefällt mir nun einmal nicht, und ich bleibe dabei, es hätte mich auch treffen können, denn es gibt gewiß auch Professoren, die mich ihren Zuhörern so erbärmlich vorstellen wie sie nur können. Wenn Sie bei Haller alles aus seinem Stande erklären, so hat man mich schon oft für jemand, der sich in Hannover beliebt machen wolle, gehalten“. In Breslau erhob sich in einer Reihe von Schriften Steffens, welcher des Mangels weder an Geist und Gemüth noch an vaterländischem Sinn beschuldigt werden konnte, gegen „den Fanatismus und die halbmysteriöse inhaltsleere Heiligkeit der Turnplätze, gegen die langen Haare, den deutschen Rock, das ungeschliffene Betragen als deutsche Treuherzigkeit gestempelt“, gegen die für die Jugend geisttödtende „düstere Unzufriedenheit, die von allen Seiten genährt wird“, gegen die „Mythe einer geschichtlichen Richtung“*); denn allerdings hatte die Mischung von Eigenschaften und Sitten, welche hier für Deutscherheit galt, niemals geschichtlich so existirt. Es war auch die schwächste Seite der damaligen erregten Jugend erkannt, wenn Niebuhr jetzt 1818 von Rom schrieb: „Sollen kaum mannbare Burschen unsere Gesetzgeber in Politik und Literatur werden? Ich möchte wissen, was unsere Jünglinge nur Mittelmäßiges geleistet haben oder versprechen. Worin leisten sie etwas? In Berufstreue, in pflichtmäßigem Lernen und Anwenden ihrer Zeit, in einer die Jugend zierenden und für sie unerläßlichen Bescheidenheit? Was mir davon vor Augen und Ohren kommt, besagt vielmehr das Gegen-

*) Steffens, „Was ich erlebte“, VIII, 437; IX, 57.

theil; auch kann man sicher sein, daß da, wo sich solche Annäherung zeigt, wie bei unserer Jugend, jene Tugenden nicht vorhanden sind und nicht vorhanden sein können. Und wenn sie ihre nächsten Pflichten nicht erfüllen, wenn es ihnen an Einsicht und Erfahrung fehlen muß, worauf gründen sie dann ihre reformatorischen Ansprüche?") Es mußte sehr niedererschlagend für Fries werden, daß die Jugend, welcher er so fast ausschließlich für Herbeiführung einer bessern Zukunft vertraut und welcher er auch durch maßlose Ausdrücke dieses Vertrauens geschadet hatte, ihn nun selbst schon zu oft die Erfahrung dieses Schadens, dieses bei einigen rasch bis zur Unverschämtheit gereiften Dünkels machen ließ. Ein Beispiel aus dem Jahre 1818 statt mehrerer. Ein Student D., früher in Jena und nun in Berlin, schreibt ihm von dort: „Ich denke, ich schreibe künftig nicht mehr an den Hofrath Fries, sondern ich schreibe an Dich meinen ältern Freund Fries, und Du schreibst an Deinen treuen Schüler D.; es ist zwar nicht Sitte, daß der Fuchs dem bemoosten Haupte ein Schmolliß anbietet, aber es wird doch bisweilen gut aufgenommen. Wir bleiben eins in unsern Ansichten, das merk ich. Das Herz hat das Herz gefunden, und ich liebe euch drei Friesianer, Fries, De Wette und C., weil ihr nicht Geisteskrüppel seid.“ „Nun sieh, Du alter braver Kerl, wir sind jüngere Leute und uns ist ein besseres Leben aufgegangen als Dir in Deiner Jugend. Nun möchten wir Dich auch gern mit zu uns ziehen, damit Du unter uns wieder jung und Jüngling würdest, darum mußt Du uns nicht übel nehmen, wenn wir manchmal so dreist sind Dir zu rathen und zu sagen: so wünschen wir wol, daß Du wärest oder thätest. Wenn wir uns alle in Deutschland erst Du nennen, Gott im Himmel! wie viel wird sich dann geändert haben!“ „C. hat schöne Pläne; durch das Besuchen des Turnplatzes ist er mit Handwerkern in Berührung gekommen, und so ist ihm der Gedanke aufgestiegen, für diese Logik zu lesen oder zu sprechen und zu lehren (das verheufelte Lesen sitzt einem noch so in den Knochen), das wird viel helfen, und ich will C. unterstützen wo ich kann. Das ist eben das Unglück mit euch Philosophen, daß ihr nur Gelehrten predigt, daß ihr aber mit Ungelehrten nicht gut fertig werden könnt, daß ihr euere Philosophie mehr schreibend als redend durchgearbeitet und durchdacht habt. Verleiht's Gott der Herr mir, daß ich einst Prediger werde, will ich meiner Gemeinde schon ein Hirt werden, der die Schafe läßt rechts

*) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr", II, 187.

und links schweifen nach Gefallen, aber selbst immer auf dem rechten Wege bleibt und in der Mitte ist“, u. dgl. m. Es mußte Fries Schmerzen bereiten, daß durch solche Früchte diejenigen Recht erhielten, welche ihm unpädagogische Bestärkung der Jugend in Rohheit und Anmaßung zugleich vorgeworfen hatten. Auch unterließ er nicht seinen Einfluß auf die Jugend zur Verhütung von Excessen zu verwenden, und erkannte einige ihrer epidemischen Schwächen, bisweilen aber weniger die sehr gewöhnlichen Gründe davon, den Müßiggang, der die Unzufriedenheit erzeugte, und er überschätzte noch immer, was die Jugend und nur sie für die Herbeiführung einer bessern Zukunft zu leisten fähig sein sollte. Noch zu diesem Jahre 1818 bemerkt er: „Das großartige freiere patriotische Interesse, welches die Erinnerungen aus dem Kriege erhalten hatte, verfläng, die Menge kam auf die gemeinen Tändeleien des Studentenlebens zurück, davon aber zogen sich einige zurück, welche wissenschaftlichere Zwecke mit dem burschenschaftlichen Leben verbinden wollten, dabei sich aber von ihren Lehrern allzu sehr isolirten, und aus diesen wieder ein Theil, der den politischen Ideen treu blieb, aber nun nach und nach zu den unglücklichen Plänen hingeführt wurde, durch geheime Studentenverbindungen politisch wirken zu wollen. Diese utopischen Phantasien kamen eigentlich aus Gießen. Unerklärt war mir ein allgemeiner Ton der Verdrießlichkeit und Unzufriedenheit mit allem Bestehenden bei diesen Politikern, die sich zutrauten, die bessere Zeit schnell herbeizuführen. Dieser Ton verbreitete eine Rede von dem, wie es schlecht sei und nun besser werden müsse, ohne daß man zu sagen wußte, worin es denn eigentlich so schlecht sei und worin es besser werden solle; diese Rede vernahm ich besonders von Sand, dem treuherzigen ruhig scheinenden von den Studenten sehr geschätzten, den ich gern bei mir sah, weil man durch ihn auf die Studenten und zum Frieden wirken konnte.“

Im Herbst 1818 führte eine Reise nach Neuwied Fries auch an andern Orten noch vielfach zusammen „mit Studenten“, wie er sagt, „die größtentheils in jener Anregung lebten“, mit Calker, Hoffmeister u. a. „In Köln waren wir auch mit L. v. Mühlensfels und August Follenius zusammen; überall rieth ich von jedem Bilden geheimer Verbindung ab, indem ich nur im öffentlichen eine Bedeutung des burschenschaftlichen Lebens anerkannte.“ „Dies Zusammentreffen mit vielen aufgeregten Studenten gab Veranlassung, daß ich meinen Freunden meine Abneigung gegen alle geheimen Verbindungen und gegen die Phantasie einer andern als wissenschaftlichen Wirksamkeit durch das Studentenleben in einem an keinen bestimmten gerichteten Brief

aussprach.“ Das war der Brief, welcher ihm später sehr zum Vorwurfe gemacht wurde. Er enthält stärkste Aeußerungen gegen Verbindungswesen: „Es unterwerfe sich niemand geheimen Obern, denn sie sind alle Betrüger; es gehe niemand mit Vertrauen in eine alte und lang bestehende geheime Verbindung, denn diese sind das warme Nest schlechter Charlatane; unser Bund sei kein heimlich zusammengeschworener, auch keiner der einen Namen trägt.“ Aber er enthält freilich auch starke unbegrenzte Misbilligungen, welche bei der ohnedies unter der Jugend vorhandenen Stimmung unnöthig und unpädagogisch waren: „Wir leben in einer guten dummen Zeit; die Eichen und Fichten der deutschen Wälder sollen an die Hopfenstangen der Polizeigewalt gebunden werden; die dumme Polizei der guten Zeit läßt jeden Aberglauben schützen, der einmal legitim, d. h. eingeerbt ist“; „ich hasse die Priesterschaft, den Ahnenstolz und die Judenschaft, noch mehr die Knechtsfreude, die Sklavenfreude an edeln Prinzen und Prinzessinnen sowie am Hofgepränge, ich hasse diese Dienstwonne der Residenzen; ich hasse das Regiertwerden durch hochwohlgeborene französische Affen, ich hasse das Belehrtwerden durch wohlgeborene lateinische Affen“.

Mit dem Winter 1818 fing Fries auch zwei Conversatorien an, „eins in Beziehung auf Logik, das andere für praktische Philosophie“. „Das erste“, sagt er, „war das belebteste, welches ich in dieser Art geführt habe; das andere machte mir später Noth genug. Fast alle mir näher bekannten Studenten nahmen daran Theil, darunter Karl Follenius, der in Jena mit Beifall Pandekten zu lesen anfang, und Sand. Ich glaubte und glaube nicht, daß Unerfahrenheit für die Jugend ein Verbrechen sei, und bin überzeugt, daß ohne anfangs fehlzugreifen niemand sein Urtheil gründlich ausbilden wird; ich ließ daher jeden ungezwungen seine Meinung aussprechen, indem ich hoffte, manchen eines bessern belehren zu können. In der Gesellschaft traten bald zwei Ansichten scharf hervor. Die eine war die meinige, die andere war die des Karl Follenius, der sehr enthusiastische Freunde hatte, welche aber zum Theil sehr bald ganz auf die entgegengesetzte Seite umgesprungen sind. Aus der Freiheit, als dem Urrecht des Menschen, wurde die Lehre vom Freistaate als der einzig gerechten Verfassung abgeleitet; niemand sei einem Gesetz Gehorsam schuldig, dem er sich nicht selbst frei unterworfen habe, woraus denn eine durchgängige Wahlverfassung per maiora als die allein gerechte abgeleitet wurde. Die Sache stand nahe bei der im Anfang der Französischen Revolution herrschenden Theorie, war aber auch nicht so leicht von der amerikanischen und

unsern landständischen zu unterscheiden. Ich suchte die Falschheit des Princip's und die Untauglichkeit der Phantasie für die Ausführung nachzuweisen. So gewann ich das Urtheil mehrerer, Follenius wird wol selbst den Mangel aller geschichtlichen Unterlage bei seiner Theorie anerkannt haben, aber die Enthusiasten hielten an den Stichworten. Auch konnten wir nicht weit vorschreiten, denn nur allzu bald fanden alle diese Unterhaltungen ein Ende.“ Noch resignirter spricht er sich an einem andern Ort über Dauer und Umfang seines Einflusses auf die Jugend aus. „In den ersten Jahren verstanden mich sehr viele, doch Jacobi sagte mir, er verstehe nicht was ich mit dem Julius und Evagoras wolle, und jetzt fragt mich mancher mit Verwunderung wie er.“ „Meine utopischen Phantasien haben eigentlich in der jugendlichen Gesellschaft nie plaggegriffen, denn die frohen, lichten, unbefangenen unter der Jugend, die zu mir paßten, fanden mich fast gar nicht. Den Jahn'schen und den andern politisch gespannten und überspannten fehlte frei geistiges Interesse, sie wußten diese Lücke nur mit mystischer Frömmigkeit zu decken; freie Wissenschaft und Kunst sprachen nirgends an. Ich versah es, daß ich den Turnern und den Verdrießlichen zu nachgiebig entgegenkam. Ich versah es vorzüglich, daß ich die burschenschaftlichen Studenten für einig hielt. Dies führte mich schon mit Maßmann's Beschreibung des Wartburgsfestes irre und verleitete mich selbst zu jenem falschen Tone. Nachher wurde ich durch Karl Follenius eigentlich vom Studentenleben abgesperrt und mehr nur von seinen Unbedingten umgeben, die er wieder mit mir täuschte.“

Das Jahr 1818 endigte noch friedlich für Fries. „Freund De Wette“, bemerkt er dazu, „zog den Sommer einmal bei uns vorüber und lernte leider den Sand bei mir kennen und dadurch nachher auch dessen Mutter“ auf derselben Reise; er erfreute Fries am Ende dieses Jahres 1818 durch die liebevolle Zueignung seiner christlichen Sittenlehre; der Brief, mit welchem er sie schickt, ist nicht ohne Bedenken, ob Fries „nicht an ihm irre werde; ein Friesianer würde es, da ich die Sache auf die Spitze gestellt und da anfangs wo Du aufhörst.“ „Uns“, sagt Fries, „geht es hier ganz gut in gedeihlicher Ruhe meiner Familie. Mein Collegienlesen geht seinen guten Gang fort und die Schriftstellerei ebenfalls. Endlich habe ich's auch zu einer zweiten Auflage eines Buchs, nämlich meiner Logik gebracht“, die jetzt

*) In Kayser's Bücher-Lexikon ist allerdings bereits für 1808 eine zweite Auflage von „Wissen, Glaube und Ahndung“ angegeben, doch ist sie nirgends aufzufinden.

gedruckt wird mit einigen Verbesserungen; neben dem will ich eine dissertationsartige Schrift über die Ethik des Aristoteles drucken lassen.“ So spricht er sich im Sommer gegen Reichel aus; und im Winter (10. Nov. 1818): „In den Herbstferien habe ich eine gar vergnügliche Reise nach Neuwied und bis nach Köln gemacht, welche mich kraft meines Aufenthalts in Neuwied nicht wenig wieder verherrnhutert hat, besonders durch die freundliche Aufnahme, die wir dort bei jedermann fanden. Zum 18. October haben wir uns wieder hier eingefunden und seiner gelinden ruhigen Feier etwas mit zugeesehen, nicht ohne Verdruß über die Hemmung der Wirkungen des Wartburgfestes, dessen gute Bedeutsamkeit für mich mir jedoch auf meiner Reise allorten klar geworden ist.“ Der Proceß gegen Fries hatte zwar noch kein Ende, aber er schleppte sich leise fort und es schien man wolle ihn einschlafen lassen.

4. Das Jahr 1819. Karolinens Tod. Ermordung Roßebue's. Suspension. Aufenthalt in Salzungen.

Schwereres brachte das Jahr 1819 für Fries; durch eine Reihe zusammentreffender Umstände wurde ihm von hier an und eigentlich für immer sein muthiges abälardisches Vordringen unter stürmischer Acclamation der ihm ergebenen Jugend in elegische Resignation und fast gemeinschaftlose Isolirung verwandelt.

Das erste war hier sogleich das schwerste, der Tod seiner Frau in ihrem zweiunddreißigsten Lebensjahre. Hier mag nicht er selbst zuerst, sondern seine Schwester Elise beschreiben, damals die Wittve eines Arztes Schmidt, welche seit dem Sommer 1818 von Neuwied zu ihrem Bruder nach Jena gezogen war. Vor Weihnachten „war Karoline außerordentlich heiter, wir spielten und scherzten manchen Abend selbst wie vergnügte Kinder mit den Puppen und all dem Kram, den wir fertigigten. Sehr oft sagte sie, ich freue mich heuer zu sehr auf Weihnachten, und es geht alles so glücklich; wenn nur nichts dazwischenkommt. Alles aber ging so schön und glücklich, alle waren gesund und recht von Herzen froh und vergnügt“. Es war aber eine Masern- und Scharlachepidemie in der Stadt verbreitet und am Neujahrstage zeigte sich, daß sie mit ihrem erst zu Anfang des Jahres 1818 geborenen Kinde Hugo, welches sie noch selbst nährte, auch davon ergriffen war. „Doch waren sie beide wohl bis zum 6., wo sie auf einmal nach einer guten Nacht sehr heftige Beängstigungen bekam und phantasierte.

Sie glaubte sogleich zu sterben, hatte sehr liebliche Phantasien, erzählte mir von den schönen Blumen im Himmel, die unbeschreiblich lieblich klangen, sprach von ihren drei gestorbenen Kindern und empfahl mir die fünf lebenden. Es war so angreifend und rührend sie sprechen, beten und singen zu hören, daß ich es nie lange aushielt, auch schickte sie selbst mich immer bald zu den Kindern, damit sie nicht allein wären.“ Das jüngste war nun schnell entwöhnt, aber Milchfieber und Maserfieber kamen nun zusammen; auch alle die übrigen Kinder wurden befallen. „Bei Karoline wachte immer die halbe Nacht Fries, er war schrecklich angegriffen, ich fürchtete oft für sein Leben; er verließ die Kranke beinahe gar nicht, verließ er sie, so war es nur um nach den kranken Kindern zu sehen. Nach einem zweiten heftigen Krampfanfall am 17. wurden Bäder verordnet, sie schienen gut zu thun, wir hatten die beste Hoffnung. Sie aber sagte bestimmt, sie könne nicht gesund werden, sie müsse sterben, die Lebens Thür sei zugemacht, noch ein oder zwei Bäder werde sie bekommen, dann sei es vorbei. Einmal sagte sie in den Phantasien, wenn ich doch ein Vöglein wäre und zur Mutter fliegen könnte“; ihre Mutter mit zwei Schwestern hatten noch den ersten Sommer 1817 in Jena bei ihr verlebt. „Am 21. war sie sehr verändert, wie es schien zum Guten, Fries war unbeschreiblich vergnügt, die Krämpfe schienen ganz gewichen; sie war so ruhig, redete wol zuweilen etwas irre, dazwischen aber recht vernünftig, klagte nur sehr über Schwäche des Kopfes und der Gedanken, die Nacht war ziemlich ruhig. Aber früh um 5 weckte mich die Wärterin mit der schrecklichen Nachricht, sie wäre ohne Hoffnung. Sie lag da still wie im Schlaf, nur der Athem ging immer schwächer, bis er ohne mindeste Zuckung in der siebenten Stunde am 22. stehen blieb“. Aehnlich beschreibt Fries selbst ihr Ende in umfangreichen Aufzeichnungen, welche er für sich und für seine Kinder in diesen Tagen gemacht hat, und in Briefen an Reichel und Bejschwig, woraus hier noch einiges stehen mag, da es ihn auch selbst mitcharacterisirt. „Wie genau habe ich in meinem Julius und Evagoras meine Trauer selbst geweissagt in Cäciliens Tode; dieselbe Krankheit und ganz dieselbe Stimmung des Abschieds in meiner freundlichen Karoline.“ „Zuerst rief ich mir zu: vergiß nicht, wie fromm, freundlich, gut und duldbend sie war — und schön!“ „Nach der Wartburg ging es mit mir bergab. Karoline nahm sich hier herrlich. Vor Hugo's Geburt wurde sie wol bedeutend krank, aber Hugo's Erscheinen am 9. Jan. 1818 schien alles zu heilen, sie hatte vergnügte Wochen. Nun kam Elisens höchst erfreulicher Entschluß, sich nach dem Verlust ihres Mannes mit uns zu ver-

einigen; im Sommer kam sie und es gefiel ihr bei uns, unsere Aus-
sichten waren höchst erfreulich.“ „Die Gute schrieb uns im Herbst
lauter Freundliches nach Neuwied. Denn die Weihnachtsfeiertage war
sie ganz besonders heiter und vergnügt.“ „Ich arbeitete“, schreibt Fries
an Beschwitz, „in diesen Tagen am zweiten Band meines Julius und
Evagoras. Philanthes fing hier die Erinnerung an seine verklärte
Gattin so an: «Der Mensch mit gebildetem Gefühl wird Schmerz,
Trauer ja Trennung im Tode unter die vorzüglichsten Gaben der
ewigen Weisheit rechnen müssen; unter schmeichelnder Freude kann
Freundschaft und Geistes Schönheit nie so herrlich sich entwickeln als
im Kampf mit dem Unglück und in der Aufopferung.» Dieses muß
wol wahr sein, da ich es in unbefangener Stimmung so dachte und
fühlte; jetzt aber, da mir Karoline ohne alle Vollendung meines
Lebens mit ihr entzogen ist, fühle ich mich nicht hinausgetrieben zu
Beruf und That, sondern geringfügig und gleichgültig erscheint mir
das Erdenleben mit seinen Zwecken und der Tod ist mir befreundeter.
Ich fühle wohl, daß die Hand der Liebe über mir waltet, aber ich
fühle ihr Walten wie eine Bücktigung und fühle mich gemahnt zu
größerm Ernst.“ Nun nach der obigen Krankheitsgeschichte fährt er
fort: „Diese Tage, so schmerzlich sie waren, sollen mir immer die
erhebendsten in der Erinnerung bleiben. Karolinens ängstliche Phan-
tasien trafen vorzüglich ihren nahen Tod; ungeachtet aller unserer
Gegenvorstellungen und Trostreben sah sie ihn ruhig und fest voraus;
sie wünschte sehnlich das schöne Leben mit uns fortzuleben, aber sie
hoffte es nie. Und dieses gerade ist mir nach ihrem Abschiede von
uns ein großes Geschenk geworden. Ach mild und freundlich ist mir
der Tod erschienen in Karolinens klarer einfacher Frömmigkeit. Un-
geachtet der schmerzlichen Herzensangst, an der sie körperlich litt, sah
sie doch nie auch nur mit dem flüchtigsten Blick ängstlich nach dem
erhabenen Jenseits hinüber, sondern nur mit verklärter Ruhe. Aus
meinem schönen blauen Himmel, sagte sie, meinen Engeln verbunden
blicke ich auf euch herab und will mich euer freuen. Dazu schenkte
sie mir in diesen Phantasien so klar und ruhig ihren Abschied; sie
besprach im Scheiden rührend und besänftigend unser ganzes Leben,
und ich nahm ruhigen Antheil, weil ich eben ihren Tod nicht befürchtete;
sich tadelte die himmlisch Gute und forderte Verzeihung, mich nie.
Selbst was sie sonst so sehr haßte, wieder zu heirathen, erlaubte sie
mir ausdrücklich. Immer wird es mir tröstend wiederklingen, wie sie
mich so freundlich fragte: nicht wahr, zwölf schöne Jahre haben wir
miteinander verlebt. Aber nie werde ich auch vergessen können, wie

sie sich einmal schnell, gleichsam ironisch freundlich zu mir wandte und mir in Beziehung auf unsere frühern Phantasien sagte: wirst Du mir die Schweizerberge zeigen? So verlief die Krankheit mit wechselnder Hoffnung. Am 21. las ich wieder meine Collegia; nach den Vormittagsstunden badeten wir sie, nie vergesse ich den matten mild freundlichen Blick, mit dem sie uns aus dem Bade suchte; dann schien sie gut zu ruhen. Um 5 waren meine Stunden beendigt, ich setzte mich wieder ruhig zu ihr und las ihr vor, dann sprachen wir ruhig, später wandelten sie träumende Phantasien an. Gegen 10 Uhr nöthigte sie mich zu Bett zu gehen, das war ihre letzte Liebe. Ich ging. Um 2 Uhr fragte sie nach mir; ich kam, faßte ihre Hand, sie lag unruhig schlummernd. Bald ging ich wieder. Um 4 Uhr nahm sie die Medicin noch, dann fiel sie in ruhigen Schlaf. Man rief mich wieder; ich sah den Tod im Gesicht der etwas gewaltsam Schlafenden. Ich ließ schnell den Arzt rufen und blieb mit diesem allein. Der Schlaf wurde sanfter, aber um 7 Uhr löschte das Leben aus; Athem und Puls standen, ohne eine gewaltsame Bewegung, ohne die kleinste Zuckung."

Noch ein besonderes Blatt von Fries' Hand liegt bei diesen Papieren, welches so lautet: „Ihr, meine lieben Kinder, ihr hattet eine schöne, sehr gute, himmlisch gute Mutter! Die höhere Hand, welche unser Leben leitet, hat sie aber unsern Wünschen viel zu früh von uns geführt und euch verwaist gelassen. Freilich nur unsern Wünschen; denn ihr habt mit mir glauben lernen; treu sollen wir uns der göttlichen Fügung unterwerfen und ihre Entscheidung als das Beste anerkennen. Meine lieben Kinder! Denken wir jetzt an die Mutter, so blicken wir himmelwärts nach unserer ewigen Heimat, und wenn wir mit diesem Gedanken im Herzen fragen, was der Mensch sich zu wünschen habe und worin ihm das Gute geschehe, so antwortet die innere Stimme des Herzens: nicht im Glück und nicht im langen Leben, sondern in Geistes Schönheit, Frömmigkeit und Reinheit. So bittet Gott, daß er euch werden lasse, wie eure Mutter war. Denn des Geistes höchste Schönheit — Liebe war ihr Leben. Sie wußte für jeden zu sorgen, nur nicht für sich selbst. Ihr Leben war Sorge für mich und euch, ihre einzige Freude meine Gesundheit und euer Gedeihen. Und freundlich war sie und hülfreich jedem Leidenden, dem sie zu helfen, den sie zu trösten vermochte. Freude machte ihr jede Aufopferung, die sie selbst machte, um einen Leidenden zu trösten. Ihr Mädchen erinnert euch vielleicht selbst noch, wie wir zum letzten mal in Heidelberg ihren Geburtstag feiern wollten. Als wir uns

eben zusammensetzten, da schickte eine Kranke zu uns, die sonst gar nicht freundschaftlich gegen sie war, und ließ sie um Trost und Beistand bitten. Cure Mutter ging augenblicklich von uns und kam nicht eher wieder, bis sie der Frau zu Ende geholfen hatte, unser Fest aber war zerstört und sie achtete dies gar nicht. Seht, diese Liebe ist die höchste und reinste Tugend des Menschen, diese Liebe war die Seele ihres Lebens, so steht sie demüthig vor Gott! Denn ruhig freundlich lebte sie und bescheiden. Jedem kam sie gern zu Hülfe, aber an niemand machte sie Ansprüche, weder daß er leben und thun sollte gerade wie es ihr gefiel, noch daß er ihr wieder helfen solle. Denn selbst gegen mich, so gern sie sich um mühte, nie mochte sie es, wenn ich mich wieder um sie mühen wollte. Jeder Versuch konnte sie da bald ungeduldig machen. Seht diese Liebe war die Blüte ihres Lebens, welche vor Gott unvergänglich blüht. Rein in dieser Liebe lebt sie jetzt; die Erdenmängel, die auf uns noch lasten, sind von ihr genommen. So sei die verklärte Mutter euch das Vorbild eures Lebens, strebt gut zu werden, wie sie war.“

Dies wird kurz nach ihrem Tode geschrieben sein. Aber noch fast zwanzig Jahre nachher schreibt Fries in den Aufzeichnungen vom Jahre 1837: „Ich bin nach Karolinens Tode nie wieder ganz aus Herzensgrunde vergnügt gewesen. Für Karolinen selbst“, setzt er anspruchslos hinzu, „beklagte ich ihren frühen Abschied nicht so sehr, da ich, so freundlich wir auch zusammen gelebt hatten, mir eben doch nicht einbildete, sie so überschwänglich glücklich gemacht zu haben.“

In den nächsten Wochen nach dem Tode seiner Frau wurde auch noch Fries selbst wie alle seine Kinder von derselben Masern- und Scharlachepidemie befallen, welche ihr Ende herbeigeführt hatte, aber Fries überstand sie glücklich. Während er krank lag, wünschte einer seiner Schüler wiederholt und dringend ihn zu sprechen, aber man ließ ihn wegen der Krankheit nicht ein, und so reiste dieser Student von Jena ab, ohne seinen Wunsch erreicht zu haben; vielleicht, daß er, wenn dies geschehen wäre, Fries anvertraut hätte, was er vorhatte, und dann wol auch durch Fries von seinem Frevel abgebracht wäre. Es war Karl Sand, welcher am 9. März 1819 von Jena nach Mannheim abreiste, wo er am 23. Roßbue umbrachte.

„Der unglückliche Schwärmer“, so äußert sich Fries über ihn, „hatte an seiner Thür das Wort hinterlassen: ich führe die Morgenröthe herauf, und mancher der damals Studirenden mochte wol mit ihm meinen, Deutschland sei im höchsten Grade zu einer Revolution erregbar, und es bedürfe nur einer ausgezeichneten That, um das

Feuer zu entzünden, eine Meinung, die alles Grundes entbehrend, durch die gewaltthätigen Maßregeln der Polizei nachher erst recht in den Köpfen der Studirenden festgesetzt wurde. Aber den thörichten Einfall, daß Deutschland durch einen Mordmord und noch dazu an dem allgemein verachteten Kogebue werde in Bewegung gesetzt werden können, theilten gewiß auch unter den Studirenden nur äußerst wenige.“ Man sieht, das war eine Beurtheilung, nicht allzu verschieden von jener, welche man dort über die Ermordung Kogebue's ergehen ließ, wo man Männer wie Fries selbst dafür verantwortlich zu machen geneigt war. „Die stupide Dummheit“, schreibt Solger kurz nachher *), „durch den Mord des alten Waschlappens das Vaterland retten zu wollen! der kalte freche Hochmuth, als kleiner Weltrichter die sogenannten Schlechten abzuurtheilen! die leere Heuchelei vor sich selbst mit der Religion, oder vielmehr ihren Floskeln, die die größten Greuel heiligen sollen! Ich habe genug von diesen jungen Weisen kennen gelernt, deren jeder sich ein kleiner Gottvater dünkt und jeder ein abgestandener Philister ist, dem nichts anderes heilig ist als der leere sinnlose Hochmuth! Man hat ihnen ja seit zehn Jahren genug vorgepredigt, sie seien die Weisen und Vortrefflichen, von denen die Wiedergeburt der Kirche und des Staats ausgehen müsse.“ „Die frevelhafte Lehre, daß die sogenannten Bessern alles sein und thun müssen und daß jeder, der an nichts glaubt als an die leere Weltverbesserung, einer von diesen Bessern sei, ist die rechte Schule des aufgeblasenen dummen Hochmuths.“ Nur war hier die nachtheilige Wirkung strenger beurtheilt, welche von dem unpädagogischen Preisen und Schönsehen nur der Jugend und dem unberechtigten Schwarzsehen aller übrigen ausging; die besondere Verirrung Sand's, die sittliche Donquixoterie, welche von künstlich aufgesuchter Heldenthat mehr Heil erwartet, als von dem anspruchslosen Gehorsam in stetiger Erfüllung unzweifelhafter Pflichten, gegen das Wort des Wandsecker Boten „wolle nicht immer großmüthig sein, aber gerecht sei immer“, — diese war auch in Fries' obigen Worten, wie in vielen Stellen seiner Schriften nicht verkannt. **)

*) „Solger's nachgelassene Schriften und Briefwechsel“, herausgegeben von Tiedt und Raumer (Leipzig, 1826), I, 722—726. Zu Solger's Ausfällen auf die „politisch-philosophischen Narren“, welche auf der Wartburg „alberne kindische Neben gehalten“ finden sich noch beifällige Acclamationen Hegel's in dessen Werken XVI, S. 455. S. oben S. 179 fg.

**) Wie unerwartet Sand's That auch seiner nächsten Umgebung war, zeigt der folgende Brief von A. Follenius an Fries aus Elberfeld (28. März 1819): „Lieber Freund, hier laufen greuliche Gerüchte, Kogebue sei von Sand erstochen, ermordet

Aber wenn die sonst Urtheilsfähigen hier nur Anklagen hatten, wie Solger, welcher durch Steffens' „Caricaturen von unsern achtzehnjährigen Catonen an das Gewäsch der Wartburgsredner“ erinnert es beklagt, daß „sonst einander sehr unähnliche Philosophen“, wie Schleiermacher und Fries, in „dieser verderblichen Richtung auf das muthwillige Weltverbessern doch gewissermaßen gemeinschaftliche Sache machen und sich sogar in einem dritten, dem schwachen De Wette, berühren müssen“ — wie konnte von einem größern Haufen hier ein ruhigeres Unterscheiden erwartet werden. „Mit wahren Freudengeschrei“, schreibt Fries, „begrüßten die Schreier der geheimen Polizei die Ermordung Kogebue's, wohl sehend, wie trefflich sie für ihre Interessen ausgebeutet werden könne; Kampf und seine Gefellen hatten zum Wartburgsfeste Zeter geschrien, nun schrien sie Zetermordio; nicht Sand, sondern die Studenten oder eigentlich die Universitäten und besonders die Professoren hatten Kogebue ermordet und wollten Gott weiß wen noch alles umbringen. Dies Geschrei stimmte recht zu Kogebue's letzten Infamien. Er hatte das Vertrauen Kaiser Alexander's auf das schändlichste gemisbraucht und ihm in zwei sogenannten Bulletins Massen von Verleumdungen deutscher Gelehrten zugeschwärzt; die erste hatte den gutmüthigen Fürsten Stourdza verleitet, zum Aachener Congreß eine bittere Anklageschrift gegen deutsche Gelehrte und Schulen einzureichen, und die zweite wurde von Weimar aus öffentlich bekannt zum großen Verdruß des Verleumders.“ Vielleicht war schon im Herbst 1818 auf dem Congreß zu Aachen und schon vorher noch Größeres gelungen, vielleicht hatte schon damals Fürst Metternich den Fürsten Hardenberg vom Betreiben einer Ausführung der verheißenen Verfassung und damit zugleich von Erwerbung eines preussischen Uebergewichts in Deutschland abzubringen und dadurch Preußen von sich

in seinem Zimmer. Das kann unser sanfter Sand, den ich in Jena kennen lernte, nicht sein, der war ja so fromm und sanft. Du hast ihn wol nicht näher gekannt, ich aber habe ihn gekannt, obgleich ich ihn nur kurz gesehen. Er schien mir ein herrliches Gemüth. Hier läuft auch das Gerücht, man habe in Sand's Brieftasche gefunden, daß seine Freunde gelobt wer den Kogebue erstechen solle, und dergleichen dummes Zeug mehr. Ich lebe der Hoffnung, daß es jener Sand, den ich kenne, nicht ist. Wo hielt sich denn Sand in der letzten Zeit auf? Sand soll noch leben, aber sich selbst schwer verwundet haben. Ich bitte Dich angelegentlichst, verehrter Freund, mir hierüber Nachricht zu geben und umgehend.“ Daß Sand auch durch Fries sich nicht sehr befriedigt fühlte, zeigen Aeußerungen Sand's in dessen zu Altenburg 1821 herausgegebenen Tagebüchern und Briefen, S. 153; etwas mehr Pingebug, und vielleicht zu viel, in der Stelle S. 150.

auf eine Reihe von Jahren abhängig zu machen gewußt. *) Noch am 6. März 1819 schreibt Passow von Breslau an Fries: „Cölln und Kampz, Kogebue und Stourdza, denen sich hier ein paar schwache Gesellen aus Privathatz und leider Steffens aus von andern benutzter Eitelkeit angeschlossen, haben bis jetzt noch nichts ausgerichtet, indem man es nie verkannte, daß die Gelästerten getreue Staatsbürger und unsträfliche Menschen sind, und darum ist es bei uns noch nicht zu den Abscheulichkeiten gekommen, die gegen Sie und Ihre Freunde angezettelt wurden und an denen wol Kampz, wahrlich aber nie eine preussische Behörde Antheil gehabt hat.“ Aber schon am 20. März, noch drei Tage vor Kogebue's Tode, setzt er hinzu: „Die neueste Verordnung wegen einstweiliger Einstellung alles Turnens hat alle fernern Bemühungen unnütz gemacht; der vortreffliche allgemeine Lehrplan wird wol mit unserer Verfassungsurkunde gleichzeitig erscheinen; wenn sich Herr von Stourdza nicht für uns verwendet, wird auch bis zu jenem glücklichen Zeitpunkt noch wol das Lernen und Lehren der alten Sprachen eingestellt werden, um nachher dem Erziehungsweisen untergeordnet zu werden; mehr zu sagen ist nicht wohl thünlich, denn die Siegel sind nicht mehr unverleglich bei uns.“

Aber in der nächsten Zeit auch nach Sand's That, welche von dieser nicht erst durch sie erzeugten Stimmung so fleißig ausgebeutet wurde, hatte dies für Fries noch keine nachtheilige Wirkung. In den Osterferien 1819 erfrischte ihn ein längerer Aufenthalt bei R. von Bezschwitz in Dresden, hier auch nach langer Zeit wieder ein längeres Zusammensein mit dem herrnhutischen Freunde Reichel, dazu der Verkehr mit Männern wie v. Erdmannsdorf, v. Kugelgen, v. Jeschau, Bischof, Schumann u. a. und mit den Frauen in Bezschwitz' Hause; freilich wird ihm die Rückkehr nach Jena in das verödete Haus nur desto schmerzlicher. „Auch hier“, schreibt er an Bezschwitz zurück, „zwischen unsern kahlen, aber sonnenhellen Höhen lacht mir von tausend Laubkronen der Frühling durch meine Fenster herein; meine Kinder spielen wieder um mich her, umschmeicheln mich zärtlicher alle im fröhlichen Gedeihen. Aber umgeben von Frühlingspracht und frommer Kinderliebe beengt mich doch wieder schmerzliche Wehmuth und Sehnsucht die Brust, sowie ich in meinen Kreis zurücktrete; aus einem schönen Traum erwacht, blicke ich nur nach der leeren Stelle, fühle

*) Gerwinus, „Geschichte des 19. Jahrhunderts“, II, 513—516, 586—590; VII, 116 fg.

uns nur als die Verlassenen; da ist mir jetzt als sollte ich meine Lieben alle zusammenfassen, sie mitnehmen, sie zwischen euch führen, da ist mir's als würde eure Liebe mir den Schmerz im Busen tilgen, als würde mir dort wieder ganz wohl werden, bald als könnte meine Verklärte mir dort wieder erscheinen.“ Doch zuletzt resignirt er sich: „Die Schönheit der weiblichen Welt lebt nur in Blüten; wir finden uns so leicht zwischen dürrer Halmen und Stoppeln; doch bliden wir nicht auch vom Stoppelfelde in die Farben des welkenden Laubes und sagen Herbst, Zeit der Sehnsucht, du bist die schönste der Zeiten im Jahr?“ Nicht minder rühmte er gegen Reichel die Reise, aber auch den noch ungestörten Umfang seines Wirkungskreises. Zwar heißt es auch hier: „ich bin wol körperlich gesund, aber doch noch matt und schwächlich reizbar, besonders fühle ich mich geistematt und sehe schon, daß auch dieser Sommer meiner Schriftstellerei wenig bringen wird, denn dunkel im Innern wirkt mir's immer dem Ermuthigenden entgegen, was ich in Dresden fand.“ Aber „die neulichen übereilten Schritte unserer Regierung gegen unsere Universität“ — er meint ohne Zweifel die damals auf Oken's Weigerung, die „Jfis“ aufzugeben, verfügte Absetzung desselben im Juni 1819 *) — „haben mir über alles Erwarten weniger geschadet, als es erst scheinen wollte; ich habe mehrere Zuhörer als vorigen Winter, in der Psychologie habe ich 95 Plätze vergeben, mehr als je zuvor.“ Auch an andern Orten schienen noch Schüler von Fries aufzukommen. Einer derselben, L. Rödiger, schreibt ihm aus Berlin: „Hegel hicanirt, wo er kann, wie er neulich bei Promotion des jungen Fichte gezeigt hat; trotzdem daß er den Porphyrius ganz excerpirt hatte, blamirte er sich doch durch sein Latein und verdarb sich bei den hiesigen Gelehrten seinen philologischen und gelehrten Ruhm. In seiner Geschichte der Philosophie sagte er: da meinen denn die Leute, so läppisches Gewäsch, als das von Kant und Fries sei Philosophie.“ Ein anderer, C. in B., ist wenigstens vor Rozebue's Tode noch voll guten Muthes: „An Verbot des Turnens ist natürlich nicht mehr zu denken, denn so viel Achtung hat die Volksstimme doch wieder gewonnen; die Kinder sind jetzt die Lehrer des entarteten Volks“; bald nachher aber scheint derselbe ängstlicher geworden zu sein. In Berlin war zwar gerade mit Anfang des Jahres 1819 W. von Humboldt in das Ministerium eingetreten, aber schon begannen hier dennoch infolge von Sand's That Untersuchungen auch gegen Schüler von Fries. Wol gab es unter diesen hinlänglich ver-

*) Ueber Oken's Absetzung s. dessen „Jfis“, 1819, Heft 5, S. 800 fg.

kehrte Urtheile über diese That, wie wenn einer derselben, F., an Fries schreibt: „die blinde Menschenmenge kann diese schöne Erscheinung nicht begreifen, Gott aber hat sich dies fromme unschuldige Kind ausersehen und durch seinen Arm den Stahl in deutschen Verräthers Brust gesenkt; andere Hände wären besudelt mit Mord, diese ist engelrein; Kogebue's Tod ist nicht Menschen-, sondern Gotteswerk.“ Aber selbst solche eines bessern zu belehren war ein sie wichtig nehmendes Verfolgen kein geeignetes Mittel; noch weniger aber war gegen die meisten übrigen gerechtfertigt was gegen sie geschah und was Fries so beschreibt: „Die berliner Knechte wußten den Widerwillen des Königs gegen jugendlichen Muthwillen schrecklich zu ihrem Vortheil zu misbrauchen. Durch das Geschrei ließ sich die preussische Regierung verleiten eigene Polizeicommissionen niederzusetzen und von den Gerichten zu emancipiren; diese befolgten dann mit der größten Unverschämtheit ein Verfahren der grundlosesten Verhaftungen mit einem Inquisitionsverfahren der Suggestivfragen und frechen Anschuldigungen, gegen die niemand das Recht haben sollte Einwendungen zu machen.“ Dies besonders erst, seit durch den Mordversuch auf den Präsidenten Jbell in Nassau (1. Juli 1819) Sand's Verbrechen nicht mehr vereinzelt dazustehen und nun jeder Verdacht und jedes tumultuariſche Zufahren gerechtfertigt schien. Hatte Fürst Hardenberg schon nach Sand's That gesagt: „nun ist die Verfassung unmöglich“, so brach nun vollends „die Zeit der Kampf und Wittgenstein an und das Werk der Reaction wurde im großen Stile angegriffen; Mitte Juli begann in Berlin die Verfolgung der Demagogen; die Papiere der Brüder Welker und Arndt's wurden in Bonn mit Beschlag belegt; Jahn ward nach Küstrin, Follenius und von Mühlensfels nach Berlin gebracht; Görres entzog sich der Verhaftung durch die Flucht.“ *) Von Fries' Schülern wurden damals in Berlin L. Röbiger sechs Monate, Gustav Asverus, Jung, von Mühlensfels u. a. noch länger gefangen gehalten; Fries unternahm es noch, auch auf sehr ungewissen Erfolg hin, durch eine freimüthige Vorstellung beim Fürsten Hardenberg 1. Aug. 1819 ihre Lage zu erleichtern. Um dieselbe Zeit ließ man, von Berlin aus, der Mutter Sand's „mit Hinterlist“, sagt Fries, den Trostbrief De Wette's ablocken, an welchem man für seine Schrift „die Sünde wider den heiligen Geist“, eine Blöße suchte, um ihm schaden und namentlich den König gegen ihn aufbringen zu können. Erst dann folgten vom 6. Aug. bis zum 1. Sept. die Karlsbader Conferenzen, bald darauf unterm

*) Gervinus, a. a. O., II, 633.

20. Sept. 1819 die Erhebung der dort beschlossenen Repressivmaßregeln zum Bundesbeschluß und erst hierdurch, das Stärkste des jetzt sogenannten „tollen Jahres“ *), zugleich die völlige Unterwerfung Hardenberg's unter Metternich, die Aufhebung der versprochenen Verfassung für Preußen und zunächst die Einsetzung der Mainzer Centralcommission „zur Untersuchung der gegen die bestehende Verfassung und innere Ruhe des Bundes und der Bundesstaaten gerichteten revolutionären Umtriebe und demagogischen Verbindungen“.

Nun wurde bald alles anders. Im Herbst berichtet Fries aus Jena noch ganz ruhig an Reichel: „Für meine Schriftstellerei habe ich diesen Sommer nur entfernt gearbeitet, nämlich meine politischen Hefte anders ordnend und ein neues Heft für die Kritik der Vernunft machend. Mit dem Letztern bin ich besonders zufrieden, und will suchen in einiger Zeit ein Handbuch der Metaphysik daraus zu machen; ich meine nämlich dadurch meinen Hauptgedanken von der ästhetischen Weltansicht viel deutlicher hervorzuheben und gleichsam unüberwindlich festzustellen. Das griechische Buch“, es ist wahrscheinlich eine nachher nicht beendigte lateinische Abhandlung über die Ethik des Aristoteles gemeint, „ist fast fertig gedruckt, aber ich warte noch auf die neuen Statuten, um ohne Disputiren mit einer bloßen lateinischen Rede ins Fach der Facultät allhier gelangen zu können.“ Aber darüber sollten noch acht Jahre vergehen. Am 30. Sept. erfolgte die Cabinetsordre König Friedrich Wilhelm's III., durch welche De Wette für den Brief an die Mutter Sand's ohne weitem Proceß abgesetzt wurde, und welche der König auch auf die Gegenvorstellung der Universität Berlin mit einem scharfen Verweise gegen diese aufrecht erhielt. **) „Es thut mir leid“, besorgt De Wette in einem Briefe vom 5. Oct. nicht ohne Grund (s. Beilage IX), „für Dich denselben Schlag fürchten zu müssen.“ Auch richtet sich Fries schon auf solche Eventualitäten ein. „De Wette's Dienstentlassung“, schreibt er an Reichel, „ist mir ein schlimmes Vorzeichen, doch werde ich wol erst von Mainz aus Bescheid bekommen. Wiewol nun kein einziges Factum gegen mich vorhanden ist und meine politischen Grundsätze

*) Kunstausspruch des Bearbeiters der Geschichte dieses Jahres, L. K. Aegidi, aus dem Jahre 1819 (2. Aufl., Hamburg 1861). Neue Beiträge zu dieser Geschichte auch F. von Wenz, „Correspondenzen und Actenstücke zur Geschichte der Ministerialconferenzen von Karlsbad und Wien von 1819, 1820 und 1834“ (Leipzig 1865); hier unter anderm eine Charakteristik der Conferenzen von Lerchenfeld und von Wangenheim, S. 16—18.

**) S. „Actenstücke über die Entlassung des Professors De Wette“ (Leipzig 1820), S. 11 und 16.

auch dieſſeit des Meeres die Probe halten, ſo liegt doch einmal ein ſo tolles Gewirr von Privatklatschereien, Kannegieſereien und Renommistereien der Studenten in den Acten, daß wenn einmal die Gerichte ſo wunderlich ſein und auf ſolches Zeug Rückſicht nehmen wollen, nicht abzusehen iſt, welche Wahrſcheinlichkeitsrechnung ſie gegen mich abſchließen werden. Wenn ſie mich nun um Amt und Gehalt bringen, was dann zu thun? Ich bitte Dich, denke auch Du einmal für mich nach und mache mir einen Roman. Ein Gedanke führt nach Nordamerika. Aber ich habe keine große Hoffnung, Gelehrſamkeit und meine Gelehrſamkeit dort an den Mann zu bringen, ohne in ärmliche Schulmeiſterei zu verfallen. Könnte man doch nicht irgendwo meine mathematiſchen und phyſikaliſchen Kenntniſſe zu Gute machen? Wäre ich jünger, ſo ginge es; ſo aber ſchwerlich. Mache Du mir andere Vorſchläge, wenn Du kannſt. Der Regierungsdirector Fernow (ſ. oben S. 187) hat mir früher Unterſtützung angetragen, ich bitte Dich, den Brief mit vorläufigen Klagen an ihn auf die Poſt zu geben, weil die Preußen ſelbſt meiner Correſpondenz mit ihm aufſauern.“

Im November 1819 meinte dann auch die weimariſche Regierung dem Andrängen nicht mehr ganz widerſtehen und wenigſtens Fries' Suspension nicht mehr ablehnen zu können. „Mein Schickſal“, ſchreibt Fries darüber am 14. Nov. 1819, „iſt biſ jetzt noch nicht ſo hart geworden, als ich zu fürchten hatte, indeſſen doch immer ſchlimm genug. Ich kann vor der Hand hier nicht leſen und muß Jena meiden, jedoch unter polizeilicher Aufſicht bleiben; das weitere muß die Zukunft entſcheiden.“ Weiter verbreitet ſich Fries über dies alles und ſeine nächſten Schickſale in ſeinen ſpättern Aufzeichnungen. „Nur die Armſeligkeit der deutſchen Diplomaten machte es möglich, daß Laſalienkriechelei, Polizei-inſtinct und die Schurken der geheimen Polizei uns die langen Jahre mit der Furcht vor demagogiſchen Umtrieben zum Narren halten konnten. Dieſe großentheils erlogene, durch armſelige Furchtſamkeit aufrecht erhaltene Furcht vor den Studentenverbindungen brachte auch mir die Ungelegenheiten. Es war wol klar, daß Deutſchland nicht das Land der Revolutionen iſt, und noch viel klarer, daß man mit Studentenverbindungen wol Bier conſumiren, aber keine Staatsactionen ausführen könne; und dennoch wollte man mich für ſo albern nehmen, daß ich an ſolche Dinge geglaubt haben ſollte. Die gutbezahlten Polizei-behörden ſchleppten eine gute Zahl junger Leute in den Gefängniſſen umher und entdeckten zum Entſetzen der Menſchheit, daß berliner Schulknaben keine großen Politiker ſeien. Ich glaubte mich außer Verbindung mit dieſer ganzen Sache, allein die Mainzer Commiſſion

hatte die Güte, an die weimarische Immediatcommission eine Portion Maculatur abzulassen, wodurch ich zu einer Vernehmung gebracht wurde. Man legte mir einige in fidem der Mainzer Commission gemachte schändlich verderbte Copien von Briefen vor, die ich an Freunde geschrieben hatte, die kleine Privatangelegenheiten betrafen und ohne allen gesunden Menschenverstand in diese Acten gebracht waren. Zu meinem Unglück war darunter auch ein Blatt, das eine böshaft verderbte Abschrift des Briefes enthielt, welchen ich zur Abmahnung von geheimen Verbindungen an einige Studenten geschrieben hatte (s. oben S. 195 fg.). Mir wurde dies vorgelegt als die Abschrift einer Rede, die ich einmal gehalten habe. Ich hätte antworten sollen, nie hätte ich eine solche Rede gehalten und die Sache wäre wol am Ende gewesen. Allein ich hatte zu viel Achtung vor den weimarischen (nicht aber vor den mainzer) Commissarien, um mit ihnen in einer Sache Verstecken zu spielen, bei der man mir nichts Gesetzwidriges vorwerfen konnte. Ich antwortete: ich habe keine solche Rede gehalten, aber ich sehe wohl, daß dies eine verfälschte Abschrift von einem Briefe ist, den ich einmal geschrieben habe. Hiermit war ich an den Verdacht verfallen; man forderte von Wien und Berlin meine Entfernung von Jena, und das Ministerium ließ mir die mündliche Privatmittheilung machen, daß ich das nächste Jahr nicht lesen dürfe und mich von Jena entfernen solle. Es wurde mir angeboten“ — hier sieht man überall die schützende Fürsorge des Großherzogs Karl August, welchem alle diese auch ihm aufgenöthigte Inquisition verhaßt war — „mit meiner Familie das damals unbenutzt stehende Schloßchen in Tieffurth“, die alte Residenz der Herzogin Anna Amalia, der Mutter Karl August's, „zu beziehen; meinen Gehalt sollte ich unverkürzt behalten. Ich hatte keine Mittel zu protestiren; die Sorge für meine Kinder zwang mich ohnehin zum Nachgeben, und bei den schonenden Gesinnungen des Ministeriums gegen mich hätte ich mich überhaupt nicht auf Streit eingelassen. Indessen der Ueberzug nach Tieffurth schien mir doch etwas gewaltsam und unbehaglich; ich bot an, meine Familie in Jena zu lassen und fürs erste mit Freund Wippert“, einem treuen Schüler von Fries, welcher sich damals in Jena als Privatdocent habilitirt hatte, in dessen Heimat „nach Salzungen zu gehen, und man ließ mich gewähren. Ungeachtet das Sand'sche Unglück Jena schon zu Ostern 1819 um 300 Studenten gebracht hatte, fand ich doch im Sommer noch ebenso viel Zuhörer wie zuvor, und die Verfügung des Ministeriums entzog mir, das Nichteintreten in die Facultät ungerechnet, etwa 1100 Thlr. Honorar des Jahres und den größten Theil des Absatzes meiner

Bücher.“ Im November 1819, wo Fries Jena verließ, wurde auch die dortige Burschenschaft aufgelöst. „Der Senat“, schreibt ihm sein Freund und College Ferd. Hand nach Salzungen, „benahm sich gut, negativ nämlich. Ich erklärte, es bleibe nichts übrig, als sich dem Leichenbegängniß anzuschließen. Freitags hatte die Burschenschaft sich versammelt und hob sich selbst feierlich auf. Es ist dies mit der Andacht der Trauer geschehen, die zur Einigkeit stimmt, daher diesen Abend vieles beigelegt worden ist, und man nun eine Zeit lang nichts zu betreiben, als, was einzelne Verbindungen in Landsmannschaften und Orden bilde, zu hindern beschlossen hat. In Weimar glaubt man an schnelle Beendigung Ihrer Sache und Sie nach kurzer Zeit wieder in Jena. Als Hauptgrund Ihrer Entfernung wird nicht etwa ein Attentat in den Acten, sondern einmal der Grundsatz angenommen, jetzt etwas mehr und streng nach dem Bundestagsbeschlusse zu verfahren, um in Wien desto sicherer auftreten zu können, aber dann, daß man die Consequenz habe aufstellen wollen, da man dem Follenius um seiner Erwähnung und Gravirung in den Acten willen das Vorlesungen halten versagt habe. Von einer Citation nach Mainz sei durchaus nichts zu fürchten.“

So brachte Fries jetzt zwei Wintermonate in Salzungen zu. „Eigentlich“, schreibt er, „hätte ich große Lust gehabt einen Ausflug nach Nordamerika zu machen, mein guter Wippert bot mir auch die Mittel und Gesellschaft dazu an“, aber er zog doch zuletzt vor, bei ihm zu bleiben. „Wippert führte mich in das Haus seiner Schwester, der Majorin Hoffmann, und hier und in Tiefenort, bei Wippert's anderer Schwester, der Amtmannin Thon, befand ich mich sehr wohl. Ich arbeitete vormittags fleißig“, und zwar am ersten Bande der Anthropologie, „nachmittags war ich mit Wippert zusammen viel im Freien der grünen Umgebungen von Salzungen. Nach und nach spielte mir die Phantasie freier und ich mit ihr; dies gab meinen Traum die Sehnsucht.“ Zu dieser seltsamen Schrift mit dem Titel: „Sehnsucht und eine Reise ans Ende der Welt, eine Arabeske“, veranlaßte ihn Freund Hand, welchem sie auch zugeeignet ist; Hand schreibt ihm einmal nach Salzungen: „mir ist die Arbeit lieb, weil ich dabei die Sehnsucht nach Ihnen überwinde; Sie haben keine Sehnsucht, das ist ein christliches Gefühl, darum wissen Sie auch nichts davon, und verstehen mich nicht, wenn ich darüber schwärme.“ Gegen Reichel äußert Fries sich so über die Schrift, als er sie ihm schickt: „Was soll das Büchlein? einen Beweis meiner ungestörten guten Laune allerlei Leuten geben; das ist vielleicht etwas Eitelkeit von meiner Seite, aber laß es immer,

warum machen sie es so mit mir. Aber was bedeutet es?“ Das soll Reichel ihm selbst erst sagen, „dann will er auch Auskunft geben“ und das geschieht auch in einem spätern Briefe. „Hand wirft mir immer vor, daß ich niemand, nämlich ihn nicht, lieb hätte, weil ich keine Sehnsucht hätte, die er für das Christliche hält und die denn besonders der Bedauerlichkeit bedarf. Hand, dachte ich, übersieht 1) den Unterschied von Wissenschaft und Gefühl, und meint, weil ich die Gefühle nicht wissen will, so wollte ich sie gar nicht; 2) er übersieht dies aber darum, weil die Seinigen nie im Ernst nachdenken und weil 3) der dummmste Aberglaube von der Bretterwand so gut wie die vornehmste Metaphysik sich selbst in das Nichts verlieren, sobald sie die ewige Wahrheit selbst lehren und mehr als der Faden in der Blumenschnur sein wollen. 4) Diese Leute thun vornehm mit ihrer Liebesprache, die doch nichts als eine Bildersprache aus den gewöhnlichsten Gefühlsstimmungen des gesunden Menschenlebens ist. Endlich 5) man macht es diesen Leuten recht, wenn man die Stimmung der sittlichen Kraft, welche Stamm und Kern des gesunden Lebens ist, unbeachtet läßt und nur die weichern Blüten des Gefühls pflegt. Darum sage ich: ich will diesmal auch die Blüten von Stamm und Berg abschneiden und an den Faden, der ins Nichts läuft, binden, sodas in den Blüten alle Arten von Liebespielen schimmern bis zum religiösen Wiederklang in Freud und Leid. Ich bekam in Salzungen so einen Brief von Hand, lief dann im Schneegeästöber mit Wippert spazieren und da trat mir dies Bild vor die Seele; ich schrieb es in etlichen Stunden nieder. Ob ich nun wohl that es drucken zu lassen weiß ich nicht; meine Weiber und Hand verführten mich dazu; verstehen werden's wenige; doch fand ich bisjezt, daß es den Frauen gefällt.“ Kürzer äußert er sich gegen Bezschwiz: „Gefällt es Dir gleich nicht, so sieh es doch an; es bedeutet eine Satire auf alle metaphysischen Thorheiten der deutschen Philosophie mit dem Grundgedanken im Hintergrunde, daß die ästhetische Weltansicht und ihr Gefühl allein das Leben zu deuten vermöge; die speciellern Anspielungen werden freilich manches unverständlich erscheinen lassen.“

Zwei andere Schriften von Fries mit dem Jahre 1819 auf dem Titel waren entweder kurz vorher oder auch erst in Salzungen von ihm beendet. Die eine war eine kleine Streitschrift: „Vertheidigung meiner Lehre von der Sinnesanschauung gegen die Angriffe des Herrn Dr. Ernst Reinhold“, welcher in einer Recension in der Jenaischen Allg. Literaturzeitung Nr. 104 Fries in dieser Lehre angegriffen hatte. Die andere war das erste Heft seiner „Beiträge zur Geschichte der Philosophie;

Ideen zur Geschichte der Ethik überhaupt und insbesondere Vergleichung der Aristotelischen Ethik mit der neuern deutschen“; diese Schrift sollte die gelehrte Abhandlung sein, welche Fries zur Erwerbung seiner Stelle in der Facultät zu seinem Nachtheil verzögert hatte und noch schuldig war. Sie war zugleich eine Ergänzung seiner Ethik, insofern als sie für die „überlieferte Griechenlehre der athenischen Weisen“, welche dort als Basis festgehalten war, für „die klare und gesunde Lehre der Besonnenheit, Tapferkeit, Mäßigung und Gerechtigkeit für den gebildeten freisinnigen Mann“, eine Art von Urkundenbeilage der vornehmsten Beweisstellen wurde, welche hier im griechischen Text zusammengestellt waren.

5. Fortdauer der Suspension. Verurtheilung. Zweite Heirath. Holland. Fernere Untersuchungen.

1820—24.

Erst im Anfange des Jahres 1820 erhielt der wegen des Wartburgsfestes den Gerichten übergebene Proceß gegen Fries einen späten Schluß in einer Weise, welche ohne den allgemeinen Umschwung des Jahres 1819 vielleicht ganz anders erfolgt wäre. Nach dem Bericht des Specialcommissarius im Sommer 1818 (s. oben S. 184 fg.) an seine vorgesetzte Behörde, die Landesregierung in Weimar, und ihren Chef, den Kanzler von Müller, hatte diese ohne Wissen von Fries die Acten nach Halle versandt, was freilich vielleicht nicht geschehen wäre, wenn nicht Fries, welcher die Sache am liebsten hätte einschlafen lassen, sich durch Martin hätte umstimmen lassen. „Martin“, schreibt er, „bemerkte mit gutem Grunde, da ich einmal angeklagt sei, müsse ich auch ein Urtheil in der Sache haben. Ich gab eine Erinnerung um Entscheidung ein, ich weiß nicht ob an der rechten Stelle“ (bei der Landesregierung geschah es) „und erhielt nach langem Verzuge ein abgeschmacktes Urtheil vom hallischen Schöppenstuhle aus dem ganzen Sammelsurium von Untersuchungsacten über das Wartburgsfest, worin ich zu vier Wochen Gefängniß oder 30 Thaler Strafe wegen meiner Theilnahme an ich weiß nicht was beim Wartburgsfeste verurtheilt wurde. Pfotenhauer, der berühmte Kenner des römischen Rechts, gab

sich öffentlich als Referenten und Urtheilsabfasser an, aber wenig zu seiner Ehre, denn das Urtheil gründete sich auf die Lüge in der Relation, daß ich bei der Bücherverbrennung auf dem Wartenberg gewesen sei, und der Correferent ließ diese Lüge passiren. Dies Urtheil hätte ich nun eigentlich als nichtig in Anspruch nehmen sollen, denn nach der Appellationsordnung hatte die Landesregierung nicht das Recht die Acten zu versenden und am wenigsten ohne mein Vorwissen, und ebenso wegen der lügenhaften Relation. Allein dann hätte ich nur die Landesregierung zu ihrem eigenen Richter aufgerufen, und schickte die noch ein Urtheil, so hatte ich kein weiteres Rechtsmittel mehr. Ich zog daher die Oberappellation vor. Das Gericht (das Oberappellationsgericht zu Jena) sprach mich wegen der Wartburgsbegebenheit ganz frei, aber in einer mit eingemengten Nebensache forderte es doch eine Geldstrafe von mir. Mir war nämlich in diesem Urtheil nachgerechnet, Maßmann's Beschreibung des Wartburgfestes sei ein Pasquill, ich hätte den Abdruck dieser Schrift begünstigt und sei also nach der Halsgerichtsordnung wie ein Pasquillant zu strafen. Früher hatte aber die Juristenfacultät zu Jena den Maßmann selbst als Schimpfer und Verfasser der Schrift nur zur Disciplinarstrafe von drei Tagen Carcer verurtheilt. Das wollte mir nicht zu harmoniren scheinen. Auch kann ich die Schrift selbst durchaus nicht für ein Pasquill halten; Maßmann als Verfasser hat gar nichts unrechtes gesagt, aber als Referent des beim Bücherverbrennen geübten Muthwillens mit ganzer Ehrlichkeit angegeben, was gesagt worden war, und dies enthielt keine Verleumdung, sondern nur leichtsinnige Worte gegen politisch Andersgefinnte. Ich bin von der Richtigkeit dieses Urtheils nie überzeugt worden, wohl aber davon, daß sich bei einem irgend an Politik streifenden Handel ein alleinstehender Mann wie ich (ich war weder Freimaurer noch von Adel, weder Mitglied des Tugendbundes noch des schnell verschwundenen Deutschen Bundes) mit den Gerichten nicht einlassen solle. Deswegen benutzte ich auch die im Urtheil mir gegebene Weisung, daß es mir freistehe den v. Kampf wegen seiner Verleumdungen weiter zu belangen, gar nicht. Ich dachte, mag er fortzuschimpfen, und ließ die Sache liegen." Das zwanzig Bogen starke Urtheil des jenaischen Oberappellationsgerichts vom 21. October 1819, im Auftrage der Landesregierung vom akademischen Syndicatsgerichte am 17. Jan. 1820 publicirt, ist in den Acten noch mit zwei Kostenrechnungen der beiden letztern Behörden, der einen von 65 und der andern von 29 Thlrn., für Fries begleitet.

Das Weihnachtsfest 1819 hatte Fries doch bereits wieder in Jena

bei seinen Kindern und bei seiner verwitweten Schwester zugebracht welche sich bis jetzt der Führung seines Hauswesens, aber auch der Erziehung der Kinder mit großem Eifer annahm. „Laß Du nur den Kindern Kinderreligion“, schreibt sie ihm einmal in diesem Jahre, „Deine eiskalte sollen sie so nie haben, Deinen Gott, vor dem einem schaudert, den man nie bitten darf, sollen sie nie kennen lernen.“ Hand schreibt ihm von Weimar, „daß die Sachen dort gut stehen, die Verhandlungen in Wien vortrefflich gehen, wenn die Folge dem Anfang entspricht; daß aber Preußen überall Stänkereien erhebt; so hebt auch De Wette's weitere Verfolgung an. Sie können auf Gersdorff als Freund rechnen. Christ ist er nicht, aber ich sein Freund dennoch, sagte er.“ Ebenso fuhr auch Conta fort Fries im weimarischen Ministerium zu vertreten; er meldet ihm (25. Dec. 1819) „den ihm aufgetragenen Dank“ des Großherzogs für das Heft Beiträge zur Geschichte der Philosophie, welche dieser „mit gewohnter Güte und Freundlichkeit aufgenommen hat“; er ist nur in Sorgen, „daß unser Freund Müller im ersten Heft seiner Zeitschrift für die Moral bei Beurtheilung des Selbstmordes einige Stellen aus Ihrer Ethik ausgehoben hat, die gerade jetzt den Politikern, die dieses vortreffliche Werk schwerlich lesen, besser unbekannt geblieben wären.“ Doch der Minister Karl August's, welcher Fries' Uebergang von Heidelberg nach Jena vornehmlich vermittelt hatte, der Oheim seiner Frau, Geh. Rath v. Voigt, war zwei Monate nach dieser auch noch 1819, 76 Jahre alt, gestorben, und wenn dieser auch zuletzt in seinem Alter kein Wohlgefallen hatte an dem Auftreten des Mannes seiner Richte, welches er auch um seiner selbst willen etwas geräuschloser und aristokratischer gewünscht hätte *), so hatte der treffliche Mann doch niemals ganz abgelaßen von der

*) Christian Gottlob von Voigt, geb. 1743, gest. 22. März 1819. Ueber ihn Eichstädt, *Annales academiae Jenensis*, S. 136. fg., *Felicitas acad. Jenensis*, S. 28—29 und *Opuscula oratoria*, S. 430. An den beiden letzten Orten stellt Eichstädt eine längere Denkschrift über Voigt in Aussicht, welche aber nicht erschienen zu sein scheint. Wie unangenehm für Voigt Fries' Betheiligung beim Wartburgsfeste war, zeigt ein Brief desselben vom 6. Dec. 1817, freilich gerade aus der Zeit, wo Fürst Hardenberg und Graf Zichy deshalb nach Weimar kamen (14. Dec., Kießer, *Wartburgfest*, S. 60). „Ew. habe ich neulich vielleicht allzu eifrig bemerken lassen, wie verdrüßvoll mir die Verwicklung geworden, in die Sie durch die Eisenacher Verbrennungsgeschichte gerathen sind. Was ich Ihnen vorgehalten habe, möge sich nach meinem Wunsche ganz ungegründet darstellen; ich werde mich recht glücklich achten, wenn ich zu der Ueberzeugung komme mich geirrt zu haben. Zur Zeit ist mir weder das Vor noch das Wider klar genug. Da ich mich aber wegen der Familienverhältnisse keiner officiellen Stimme in der Sache anmaßen darf, so will

treuen Theilnahme für ihn, und schon durch sein bloßes Dasein schlechtere als er zurückgehalten, Fries in der Bedrängniß, in welche dieser jetzt gerieth, ohne Unterstützung zu lassen oder sich doch, wie nun bald einige thaten, von ihm zurückzuziehen.

Auch kam es dann im Jahre 1820 und in den drei folgenden noch nicht wieder dazu, daß die Unterbrechung der Lehrertätigkeit, welche die weimarische Regierung ungern und widerstrebend über Fries verhängt hatte, ihm wieder abgenommen wäre. Desto mehr bedurfte er, seiner öffentlichen Wirksamkeit beraubt, der Wiederherstellung des häuslichen Asyls, welches ihm durch Karolinen's Tod verödet war. Die verwitwete Hofrätthin Schmidt, Fries' Schwester Elise, welche von da an die Führung seines Hauswesens übernommen hatte, war von Kindheit auf innig befreundet mit einer andern Herrnhuterin, Eleonore Leporin, geboren im Jahre 1780; die Mütter beider und so auch die Töchter hatten in demselben Witwenhause zusammen gelebt, die Töchter hatten schon als Mädchen für den Bruder der einen, den Verfasser des „Julius und Evagoras“, zusammen geschwärmt; so hatte auch Fries damals schon Eleonoren kennen und schätzen gelernt, sodaß einst seine Verlobung mit Karoline seinen herrnhutischen Freunden überraschend gewesen war, da diese schon damals etwas anderes erwartet hatten. Im Jahre 1807 hatten die beiden Freundinnen die junge Familie Fries in Heidelberg besucht und Karolinen kennen und lieben gelernt, wie Briefe Leonorens an diese und an Fries aus dieser Zeit bezeugen; zuletzt nach langer Zwischenzeit im Herbst 1818, als Fries die Schwester von Neuwied nach Jena abholte, hatte er Leonoren dort bei dieser wieder gesehen. Sie wurde jetzt von der Schwester nach Jena eingeladen, sicher schon mit der Hoffnung für Fries und seine Kinder, welche sich auch bald erfüllte. An der Brüdergemeine und ihren Uebersieferungen hing Fries ohnehin immer noch so fest, daß es ihm in dieser Gemeinschaft doch heimischer war als in jeder andern, jetzt zumal, wo die neue Noth manche neue Freunde wieder von ihm abwandte. Desto eher zog sich hier mit der einsichtsvollen und theilnehmenden Freundin der Schwester, mit einer auch schon durch schwere Schicksale geprüften Jungfrau, welche ihn längst schwärmerisch verehrte, das Band enger zusammen, und während eines längern Aufenthalts in Jena in Fries' Hause, auch noch während der Monate, welche Fries

ich mich auch privatim des weitern Urtheils lieber ganz enthalten. Zimmerfort werde ich jedoch zu bewähren suchen, daß ich mit aufrichtiger Theilnehmung verbleibe Sw. gehorsamster Diener Voigt.“

in Salzungen zubrachte, wo das entstehende Verhältniß noch unausgesprochen blieb, erhielt Leonore die beste Gelegenheit, die Anhänglichkeit der Kinder, schon ehe sie ihnen als neue Mutter angekündigt ward, zu gewinnen. Ihre Briefe an Fries aus dieser Zeit widersprechen auch bisweilen der Klust, welche Fries' Schwester zwischen ihrem und seinem Glauben beklagt; Elise endigt einen Brief an Fries: „Dich empfehle ich dem allmächtigen Schutze des Gottes, der mein, De Wette's und unserer Aeltern Gott ist, der Gebet erhört“, und Leonore hat noch darunter geschrieben: „gottlos ist es von Elise, als wenn ihr Gott ein anderer als Dein und meiner wäre, Du vertraust ja auch auf seine mächtige Hülfe.“ Jetzt, als das Jahr und der Aufenthalt in Salzungen zu Ende und das Verbot zu lehren noch nicht wieder von Fries genommen war, ward eine Einladung nach Holland, wo Leonore zuletzt jahrelang bei einer sehr begüterten Freundin zugebracht hatte, zu einem längern Dortsein angenommen und die Reise zugleich zur Einsegnung der Ehe auf dem Boden einer Brüdergemeine benutzt. „Den 15. Febr. 1820“, schreibt Fries an Reichel, „reisten wir mit allen Kindern, nur den Hugo ausgenommen, nach Neudietendorf; mein treuer Wippert begleitete uns. Den 16. setzte Lorch die Schwesterhaube wieder auf und den 17. traute uns Bruder Trautvetter vor versammelter Gemeinde; zum Schluß sang er uns Segensverse wie gewöhnlich und fing an: Sprich ja zu seinen Thaten. Gersdorff von Eisenach war zu uns gekommen; den 18. gingen wir mit ihm nach Eisenach, welches einmal mein Hauptort geworden ist; die Kinder gingen mit Elise und Wippert nach Jena zurück.“

Nun brachte Fries dann in Holland, wohin die Reise weiter führte, fast vier Monate zu. „In Eisenach“, fährt er fort, „ließen wir uns den 19. von vielen Freunden hätscheln und zogen am 20. morgens in schönem Sonnenschein auf die Wartburg, und fuhrn mittags weiter über Frankfurt nach Neuwied; wegen des Respects vor der preussischen Polizei blieb ich nur einen Abend in Bonn. In Düsseldorf überfiel uns der Winter mit aller Gewalt von Schnee und Sturm; nicht ohne Gefahr setzten wir im Sturm mit einer Fähre über den Rhein, und gelangten erst nach einer sechstägigen Fahrt von Neuwied nach Zeist. Das Niederland mit seinen reinlichen freundlichen Menschen, seinen frischen freundlichen Mädchen und seinen netten Häusern machte auf mich durchaus einen angenehmen Eindruck. Hier bei Frau von Laer sind wir so zuvorkommend aufgenommen, daß ich nichts zu beklagen habe als meine unermessliche Faulheit. Mit meinem guten Lorch lebe ich recht eigentlich in den Tag hinein und lasse den lieben Herr-

gott walten. Was aus mir werden wird, weiß ich selbst nicht, indessen scheinen sich die Sachen jetzt ausgleichen zu wollen, und dann kann ich wol das Ratheder wieder besteigen; das Ausgespanntsein thut mir übrigens sehr wohl. In Salzungen und Jena habe ich denn doch den ersten Theil meiner Psychologie fertig bekommen, und hoffe im Sommer die andere Hälfte zu liefern“, was auch geschah. „Wir blieben“, schreibt er anderswo, „ein Vierteljahr in Holland; in der bessern Frühlingszeit machten wir Ausflüge nach Amsterdam, Nordholland, in die Blütenfülle von Harlem, nach Leyden, dem Haag, Scheveningen und Katwyk, Rotterdam, Delft und Gouda. Ich lebte hier wie in Utopien, nun aber geht es zurück in die mit Bürsten, Raspeln und Heßeln für mich wohl versehene Welt.“

Doch gerade in dieser nächsten Zeit ließ diese ihn ungestörter als er selbst erwartete, vielmehr wurden nun gerade die folgenden drei Jahre die ruhigste Arbeitszeit seines Lebens. Kaum war er aus Holland zurück, so ward ihm freilich in Weimar angedeutet, er werde doch wol Jena noch einmal verlassen müssen; aber da die besondere Untersuchungscommission, welche man auch in Weimar hatte zulassen müssen, sehr selbständig verfuhr, so widersprachen die vielerlei Verfügungen einander bisweilen, und dies schützte ihn in Jena. „Der Minister von Fritsch“, schreibt Fries, „verlangte, ich solle mich wieder von Jena entfernen. Ich versprach Rath dazu zu suchen und dachte, kommt Zeit, kommt Rath. Dieser ließ diesmal nicht lange auf sich warten, denn noch war ich kaum zwei Wochen wieder in Jena, so erhielt ich von der Immediatcommission den Befehl, ohne vorgängige Anmeldung bei derselben Jena nicht zu verlassen, da sich bald eine ausführliche Vernehmung meiner nothwendig machen werde. Mich wunderte darüber vom Ministerio keine Weisung zu erhalten und ich ging also bald wieder zu Herrn von Fritsch. Er empfing mich: nun, sind Sie noch in Jena? Sie versprochen mir ja Jena wieder zu verlassen. Ich antwortete: haben Sie mir denn nicht gleich darauf den Befehl zukommen lassen in Jena zu bleiben? Davon weiß ich nichts, erwiederte er; ich erzählte, was mir die Commission habe zukommen lassen; er lachte und ließ es geschehen. So blieb ich denn ohne Geschäft in Jena.“ Eine neue Selbstvertheidigung (s. Beil. X) wird Fries erst damals bearbeitet haben. Die Commission setzte langsam ihr Verfahren gegen Fries fort; aus den Jahren 1820—22 liegen Vorladungen an Fries zu Vernehmungen in Weimar und Jena vor, aber nur vier, und Fries rühmt, wie gut er mit dieser weimarischen Commission, mit welcher er allein zu thun bekam, ausgekommen sei. Freilich „Massen von Papier“,

schreibt er, „wurden wegen alberner Anfragen der mainzer Commission vollgeschrieben. Einmal hatte diese ein eigenes Bündel solcher Maculatur besonders nachgeschickt mit der großen Entdeckung, daß ich in Gesellschaft mehrerer Damen einmal in Frankfurt am Main auch Studenten zum Kaffee bei mir gehabt hatte. Das Ziel der großen Actenarbeit schien, über den Verdacht, daß ich Mitglied der gießener Gesellschaft der Unbedingten gewesen sei, ins Klare zu kommen. Nun war ich allerdings mit den Mitgliedern dieser Verbindung in vielfachem Verkehr gewesen, manche hatten mir Vertrauen bewiesen, aber auf der andern Seite lag doch zu klar vor, daß ich den Studenten stets aufs lebhafteste von allen abgesonderten und besonders geheimen Verbindungen abgerathen und diese für sie als höchst nachtheilig dargestellt hatte. Das Ministerium fand daher für gut, die Untersuchung niederzuschlagen, mich in meiner Lage zu lassen, mir aber doch das Lesen nicht zu gestatten.“ Dies Verbot glaubte die weimarische Regierung bei allem Wohlwollen gegen Fries doch den Forderungen von Frankfurt und Mainz her nicht versagen zu dürfen, während sie ihn sonst in dieser Lage schützte und um dies desto gewisser zu können von weitem eigenen Schritten mehrmals zurückhalten ließ; so läßt ihm Gersdorff im December 1821 sagen, er möge „ganz getrost sein, es sei ganz gewiß, daß man ihn bald wieder in die alte Thätigkeit setzen werde“; so bittet ihn ein Jahr nachher Conta, der ihm auch wieder den Dank des Großherzogs für die übersandten Schriften und dessen Interesse dafür zu bezeugen hat, ja keine Vertheidigung in die Allgemeine Zeitung einrücken zu lassen, „Sie könnten sich dadurch nur schaden, Ihre Sache scheint eine günstige Wendung für Sie zu nehmen“, er rath ihm nicht einem Ruf nach Basel zu folgen, zu dessen Annahme ihn bloß Kanzler von Müller durch angebotene Pensionirung nöthigen will. So warnt ihn auch noch im Februar 1823 Conta in der freundlichsten Weise nach Rücksprache mit Schweitzer und nach einem Vortrage, welchen dieser im Ministerium über Fries gehalten hat, nicht auf einem Spruch zu bestehen, welchen man gerade zu seinem Besten zu vermeiden wünsche, „da man nicht recht wisse, wie man ihm seine ganze Besoldung erhalten könne, wenn einmal ausgesprochen wäre, daß er nach den auch in Weimar und Gotha als Gesetze promulgirten Bundestagsbeschlüssen von 1819 von dem Amte eines Jugendlehrers entfernt werden müßte“. Davon, daß man ihn jetzt noch nicht wieder in Jena darf lehren lassen, „ohne daß die unangenehmsten Folgen für die Universität und deren höchsten Erhalter zu besorgen wären, sei das ganze Ministerium in Weimar sowie das gothaische überzeugt“, daher sei „zu seinem

Besten gestern beschlossen, die philosophische Professur noch unbesezt und ihn noch in dem bisherigen Verhältniß zu lassen."

Fries war ganz zufrieden, für seine Person mit Nachfrage und Untersuchung nicht mehr beunruhigt zu werden, wie ungern und darum wie freundlich die weimariſchen Behörden hier auch immer gegen ihn verfahren waren. Sonst aber „bei dem Verfahren im Großen hielt er die gewählten Maßregeln immer für falsch". Er führt dies in den Aufzeichnungen einmal weiter so aus: „Gegen die Studenten lag nichts Gefegwidriges vor; nur einige wenige unter ihnen hatten, und auch das nur nachdem man die Burschenschaft polizeilich zu verfolgen angefangen, jenen geheimen Bund der Schwarzen oder Unbedingten geschlossen mit extravaganten gewaltthätigen revolutionären Grundsätzen. Dies war aber unerfahrenes und unbedachtsames jugendliches Gerede, welches noch keine That zur Folge hatte. Dagegen nun die von den Gerichten emancipirten Polizeicommissionen, welche so manchen ganz Unschuldigen verhafteten, in den Gefängnissen eingeschlossen hielten und, wenn endlich die Gerichte erklärten, es sei kein Grund vorhanden, warum er arretirt worden sei, zur Noth entließen, ohne ihm irgendeine Genugthuung zu gewähren. Diese Gewaltthätigkeiten mußten freilich erbittern und den geselligen Ton der Studirenden gegen den gesetzlichen Gehorsam reizen; dennoch haben die unparteiſchen Curatoren stets anerkannt, daß die burschenschaftlichen Studenten größtentheils zu den gesittetsten und fleißigsten gehörten. Ferner halte ich es für falsch, daß man durch die Curatel die Lehrfreiheit der Professoren beschränkte, vor allem, daß man die Disciplinarstrafe für jugendlichen Muthwillen und Unverstand in harte für das ganze Leben fortwirkende Criminalstrafe verwandelte, endlich überhaupt, daß man den Studenten weismachte, ihre geselligen Verbindungen könnten staatsgefährlich werden. Das letztere allein hat den langen Krieg der Polizei gegen die Universitäten hervorgerufen und in Athem erhalten. Die Anschuldigungen gegen die Professoren, daß sie staatsgefährliche Grundsätze verbreiteten und revolutionäre Gesinnungen hätten, waren schlechtthin Lüge Uebelwollender. Die Anschuldigung steigender Roheit der Studirenden gehörte, wenn sie von ehrlichen Leuten kam, nur höchst Verdrießlichen, welche die Geschichte der Universitäten nicht kannten. Denn so wie die Sitte in unserm ganzen geselligen Leben sich nach und nach verfeinerte und der Uebermuth und die Anmaßung der höhern Stände über die niederern abnahm, milderte sich auch die Sitte der Studirenden, und die erste burschenschaftliche war wol die gesetzlichste und friedfertigste, die von den Studirenden selbst ausgegangen ist. Unter einer so großen

Zahl frei zusammenlebender Jünglinge ist die Theilung in kleinere Gesellschaften ein unvermeidliches geselliges Bedürfnis. Diese Theilung aber hat zwei natürliche Folgen. Erstens der jugendliche Muthwille will Krieg spielen und die Gesellschaften treten daher leicht feindlich gegeneinander, wofür, um ganz plumpe Tölpereien zu vermeiden, die Sitte des Duells und einer geselligen Ordnung für dasselbe (des Comments) sich ausgebildet hatte. Diese Raufereien sind das Kreuz der akademischen Polizei; die Belehrung dagegen, daß der Zweikampf ein ganz roher, nur durch thörichte Vorurtheile begründeter Gebrauch sei, wird aber immer nur ebenso viel wirken, wie die alte Lehre: du sollst nicht tödten, gegen den Krieg. Gehobene Feinheit der Sitte kann diese Thorheit allein verdrängen oder ein hinlänglich einengender Schulzwang, aber nicht bloße Worte des Verbots. Das andere ist: freisinniges Jünglingsleben wird sich aller Interessen annehmen, die jederzeit das öffentliche Leben bewegen, dichterische, religiöse, wissenschaftliche, politische. Dafür hat man früher Professoren als Ketzer verbrannt, jetzt gelinder als Revolutionäre verdächtigt. Solche Gewaltthat schlägt aber täppisch drein, denn so lange die öffentliche Aufregung gilt, reizt die Gewaltthat nur zum Widerstande, wie der alberne Krieg gegen die Burschenschaft wieder bewiesen hat, und wenn jene erlischt, verschwindet die Aufregung der Jugend von selbst. Der größte Irrthum aber ist der, einer Studentengesellschaft politische Bedeutung zu geben. An den phantastischen Zwecken einer solchen Gesellschaft wird derselbe junge Mann nicht länger als ein, höchstens zwei Jahre lang thätigen Antheil nehmen, weil die Sache zu viel Zeit raubt und der Enthusiasmus in der wechselnden Gesellschaft sogleich Farbe ändert und bald verraucht. Wenn man also nicht durch Verbote und falsche Wichtigmachung die Gedanken fixirt, so sind alle paar Jahre die Ansichten in diesen Gesellschaften ganz verändert, und sich selbst überlassen sind sie selbst das beste Mittel zu ihrer eigenen Zerstörung. Verderblich ins bürgerliche Leben können sie aber am allerwenigsten wirken, da leichtsinniger jugendlicher Enthusiasmus sich bei den meisten schnell selbst zerstört und sich sogar selbst verhöhnt. Der ganz widersinnige Gedanke, daß man nur einmal aufzuschreiben brauche, um ganz Deutschland in Aufruhr zu bringen, und der ebenso unkluge und unsinnige, daß ein paar hundert Studenten mit farbigen Mützen das heilige römische Reich umzustürzen vermöchten, hätte sich auch nur bei müßigen Biertrinkern festgestellt, wenn nicht die Polizei mit ihrem grimmig ernsthaften Gesichte ihren Hochverrath durch bunte Mützen und dem ähnlichen Tand dies der Jugend selbst weisgemacht

hätte. Der ernste Geist der akademischen Jugend könnte wol auf den Geist des Volks wirken, aber die Faust der Studenten, sie mag mit dem Bierkrug, dem Prügel oder dem Schläger bewaffnet sein, läßt sich durch jede Scharwache entwaffnen und wird nie den großen Haufen in Bewegung bringen. Dies beweist selbst der flunkernde Schlußbericht der Mainzer Commission und die Erfolge aller spätern Untersuchungen gegen die Studenten. Obgleich die Mainzer Commission mit der Narrheit beginnt, daß Kant und Fichte zwei Rädelsführer hochverrättherischer Parteien gewesen seien, dann mir nicht Schuld gibt mit Sand den Rokebue ermordet zu haben, aber nicht undeutlich den Wunsch merken läßt, es möge so sein, obgleich sie weiter aus wenigen Briefen von vielleicht zehn Studenten zwei revolutionäre Parteien fertig macht von gleich verrättherischer Gesinnung, aber uneinig über die Mittel der Ausführung, so kommt doch am Ende gar nichts wahrhaft zum Vorschein von irgendeiner feststehenden gefährlichen Verbindung.“

An Freunden und selbst an Schülern fehlte es Fries auch in diesen Jahren seiner Zurückgezogenheit nicht. De Wette, aus Berlin vertrieben, hatte in Weimar seiner Heimat seine Zuflucht gesucht und blieb hier bis zum Frühjahr 1822, beschäftigt mit Arbeiten, wie sein Roman „Theodor oder des Zweiflers Weihe“, welcher unter leichter Verhüllung auch seinen eigenen Bildungsgang und darum auch Fries' Einfluß auf ihn mit beschrieb, und die Herausgabe der Briefe Luther's; bei der Lektüre unterstützte ihn einer der treuesten Schüler von Fries, Fr. Grande, jetzt Professor zu Rostock; beide pflegten Sonntags von Weimar nach Jena herüberzukommen, und so erhielten Fries und De Wette hier fast eine zweite längere Zeit persönlichen Verkehrs wieder, wie einst in Heidelberg. In Jena erwuchsen ihm andere treffliche Schüler in R. H. Scheidler, Fr. W. Wahl und Heinrich Schmid, von welchen der erste noch jetzt in Jena als Lehrer der Philosophie wirkt und dort vor kurzem noch bei der Jubelfeier der Burschenschaft, wie fünfzig Jahre vorher auf der Wartburg, die „Burschensafne“ getragen hat, die beiden andern aber früh gestorben sind, Wahl schon 1831 als Professor der Mathematik zu Jena und Schmid 1836 als Professor der Philosophie zu Heidelberg. Auf andern Universitäten fühlten sich wol Schüler von Fries, wie van Calker in Bonn, bereits durch Hegel's Einfluß zurückgesetzt und gedrückt; auf derselben Universität gab auch J. B. Steingäß, seit 1809 Fries' treuer Schüler, die 1818 angefangene Docententhätigkeit bald wieder auf. Aber in Gießen hatte sich ein anderer Katholik unter Fries' Schülern, Karl Seebold, in den Jahren 1821—23 sehr besuchter philosophischer Collegia zu rühmen,

welcher nachher auch bis 1826 in Basel lehrte. Im Nassauischen wirkten der Koburger Gl. Ant. Gruner und W. Frorath durch geschätzte pädagogische Schriften in Fries' Sinne, ähnlich Karl Hoffmeister in Meurs und dann in Köln, L. Mödiger, nachdem ihm die Habilitation in Erlangen versagt war, seit 1821 in Frankfurt a. M. Zuhörer von Fries waren einst auch Heinrich Leo, Wolfsg. Menzel, P. J. Schaffarik, H. J. Maßmann und C. Pelt gewesen, aber schon in dessen erster Zeit in Jena. Aber sonst ward Fries jetzt doch die alte Freude des unmittelbaren Verkehrs mit der Jugend fast völlig genommen, von welcher unter solchen Umständen sich fern zu halten er sich auch selbst für verpflichtet hielt. Desto ungetheilter widmete er sich in diesen Jahren seinen literarischen Arbeiten.

6. Schriften aus den Jahren 1820—24:

Psychologie, mathematische Naturphilosophie, Julius und Sbagoras Th. 2, Lehren der Liebe, Metaphysik.

In Heidelberg war das Halten von Vorlesungen für Fries oft eine Last gewesen; in Jena war dies wol anders geworden durch seine Freude über die Anhänglichkeit der Studirenden, aber so wenig bedurfte er doch der Vorlesungen zur Anregung seiner eigenen Productivität und so sehr war ihm die Vertiefung in seine Meditation von jeher die liebste und ihm geläufigste Gewohnheit, daß in dieser Hinsicht die Suspension durch die völlige Muße, welche sie ihm gewährte, durchaus kein Leiden für ihn wurde, sondern die fast unentbehrliche Bedingung rascher und ununterbrochener Vollendung von Werken über fast alle philosophische Aufgaben, deren rückständige Bearbeitung ihm noch vorlag. Sofern dieselben Männer, welche die Suspension ungern über ihn verhängt hatten, sich auch seiner Schriften freuten, konnten sie sich getrösten, diese durch jene beträchtlich gefördert zu haben.

Auch der Zersplitterung in diesen Arbeiten selbst wich er aus. Zur Theilnahme an einer Encyclopädie aller Wissenschaften und dann an einer Zeitschrift „Der Fiscal von und für Deutschland“, worin „Schlechtigkeit und Unrecht aller Art aus allen Ständen und allen Gegenden Deutschlands“ mit Nennung aller Namen gerügt werden sollte, forderte ihn im Anfang des Jahres 1821 der Holsteiner A. Vinzer von Altenburg auf, welchem eine Zeitung zu redigiren in Gotha nicht erlaubt war; es scheint aber auch aus den beiden andern Unternehmungen und so auch aus Beiträgen von Fries dazu nichts geworden zu sein.

Um dieselbe Zeit drang in ihn sein Schüler Rödiger, welchen man 1819 in Berlin gefangen gehalten hatte, er möge doch endlich gegen Hegel etwas schreiben; aber Fries gab auch dieser Aufforderung nicht nach, sondern er antwortete ihm (6. Jan. 1821): „Ich habe im Augenblick wenig Lust, und Hegel's metaphysischer Pilz ist ja nicht in den Gärten der Wissenschaft, sondern auf dem Misthaufen der Kriecherei aufgewachsen. Bis 1813 hatte seine Metaphysik die Franzosen, dann wurde sie königlich württembergisch und jetzt küßt sie dem Herrn von Kampf die Karbatsche. Wenn er Beifall findet, so ist dies nur ein Beweis der wissenschaftlichen Ungebildetheit und der Geistlosigkeit des Publicums, von welchem er gehört wird. Wissenschaftlicher Ernst wird gegen diesen Propheten unter den Bütteln nicht die rechte Waffe sein. Ueberhaupt muß es ja in dieser Zeit des politischen Kagenjammers, wo jede freie oder auch nur fröhliche Aeußerung verdächtig gemacht wird, einem jeden ekelhaft sein, öffentlich über politische Gegenstände zu sprechen.“

Die erste größere Arbeit, welche Fries in dieser Zeit vollendete, war sein „Handbuch der psychischen Anthropologie“ in zwei Bänden. Seine Vorlesungen über diese Wissenschaft waren in Jena jeden Sommer bis zuletzt sehr besucht gewesen, im Jahre 1817 von 56, 1818 von 78 und 1819 von 92 Zuhörern, unter diesen Namen wie Rob. Wesselhöft, Riemann, Eisenlohr, Siemerßen, Asverus im ersten, H. von Gager, H. Schmid, C. Förster, G. Lieber im zweiten, Jon. R. Zentler, R. Oberländer, A. Martin, Ferd. Wachter, J. W. Wippert im dritten Sommer. Doch auch nach solcher öftern Durcharbeitung war Fries mit seiner Darstellung der Psychologie nicht so zufrieden, wie sonst wol mit seinen Arbeiten, bei deren Publication er sonst ein Gefühl der Gewißheit hatte, die Meditation dafür zum Abschluß gebracht zu haben. Einer übermäßigen Scheidung getrennter Seelenvermögen konnte er aber, wie freilich öfter geschehen ist, nur mit Unrecht beschuldigt werden; er dringt vielmehr überhaupt darauf, daß „die Begriffsunterscheidungen in der Psychologie nicht dazu bestimmt sind, um verschiedenartige Einzelwesen zu classificiren, sondern um die Unterschiede und Verbindungen deutlich zu machen, welche unter den Eigenschaften des in eine intensive Größe vereinigten Lebens unsers Geistes stattfinden“. „Geistesvermögen lassen sich nicht classificiren wie Pflanzen und Thiere, sondern sie sind ineinander verbunden zu einem Grade der Lebensthätigkeit“; „diese Begriffe von Geistesvermögen classificiren allgemeine Beschaffenheiten von Lebensäußerungen, aber nicht die einzelnen wirklichen Lebensäußerungen selbst“. Dabei legt Fries besonders viel Werth auf die

Art, wie er „den Unterschied der Grundanlagen unsers Geistes in Erkenntniß, Gemüth und Thatkraft bestimmt und damit die Unterscheidung der drei Bildungsstufen unsers Geistes Sinn, Gewohnheit und Verstand verbunden“ hat, außerdem auf seine Bestimmung des Verhältnisses von Vernunft und Verstand zu einander. Er setzt die Vernünftigkeit des menschlichen Geistes in das, was alle seine Regungen zu einer Einheit vereinigt, was alle seine Vorstellungen zu einer Wahrheit, zur Vorstellung von einer Welt, alle seine Lustgefühle zu einer Liebe und Haß, alle seine Bestrebungen zu einer Willenskraft zusammenführt und zusammenhält; er setzt sie also in die ganze Selbstthätigkeit des Geistes mit der ganzen durch dessen Natur bestimmten Form desselben. Diese ganze Selbstthätigkeit bedarf der Anregung und ihre Anregungsfähigkeit heißt der Sinn, aber der Sinn gibt dem Geiste seine Thätigkeiten nicht, sondern er entwickelt, er reißt sie ihm nur; Sonne, Regen und Erde entwickeln das Samenkorn wol und sind unentbehrlich soll eine Pflanze werden, aber die Eigenschaften dieser Pflanze sind doch durch den Inhalt des Samenkorns bestimmt. So wird sinnliche Anregung denn auch zur ersten nothwendigen Bildungsstufe des vernünftigen Geistes. Die zweite nennt Fries Gewohnheit; das einmal Erregte bleibt dem Geiste und wirkt fort darin schon unwillkürlich und je öfter (unter neuen Anregungen) desto stärker; so erwächst jeder einzelne sinnlich-vernünftige Geist als ein zunehmender Fonds von Erkenntnissen, Lustgefühlen und Bestrebungen pflanzenartig, und insoweit hat die Vermögenlehre recht, als mit Recht vorausgesetzt wird, daß der Mensch in jedem Augenblick einen größern Besitzstand davon hat „als was er eben in seinen Thätigkeiten sich oder andern zeigt“, z. B. Kenntniß einer Sprache. Aber über diesen indigesten Fonds, welchen Fries auch den untern Gedankenlauf nennt, kann auf einer dritten und höchsten Bildungsstufe der Mensch, und nur der Mensch, eine bildende beherrschende Einwirkung nach Zwecken ausüben und dadurch einen obern Gedankenlauf ausbilden; er kann dem, was noch roh und chaotisch in seinen aufgenommenen Vorstellungen ist, Einheit nach der dazu angethanen Form seines vernünftigen Geistes der Idee der Wahrheit nach aufzuprägen suchen, seinen mancherlei Lustgefühlen ebenfalls Einheit der Idee der Schönheit nach, und seinen Bestrebungen ebenfalls Einheit der Idee des Guten nach, und dabei wird Zwang und werden Willensacte des Menschen gegen sich selbst über den pflanzenartig vorhandenen Fonds seiner vorhandenen Lebensthätigkeiten nach allen Seiten und Eigenschaften derselben ergehen können und müssen; für diese beherrschende Willensthätigkeit, welche dies in und an dem Menschen

ausrichten und ihn dadurch nach Zwecken, die seiner Vernunft eingepflanzt und mitgegeben sind, bilden kann und soll, hält Fries die Bezeichnung Verstand fest. Das war allerdings wol nur theilweise dem freilich ungenauen und verworrenen Sprachgebrauche gemäß; aber nicht ohne Grund konnte er meinen, mit diesem Begriffe „als der Kraft der Selbstbeherrschung, als der innern Gewalt des Willens über uns selbst, einen sehr fruchtbaren Begriff gefunden zu haben, durch welchen ein großer Kreis von Erklärungen besser als früher gelingt“. Was sonst z. B. in dem Begriff der Spontaneität ununterschieden zusammengeworfen zu werden pflegt, wird berichtigt durch diese Fries'sche Bestimmung des Verhältnisses von Vernunft und Verstand zu einander und ihres ungleichen Verhältnisses zu den sinnlichen Anregungen, welche an der Vernunft Selbstthätigkeiten derselben entwickeln und über deren Wirkungen dann der Verstand nach in der Vernunft gegebenen Ideen eine sie danach ausbildende Thätigkeit ausüben kann. Doch bei dem Detail darf hier sonst nicht verweilt werden. In den Jahren 1837—1839 ist eine zweite, nicht im Wesentlichen des Inhaltes, wenn auch öfter in der Darstellung, geänderte Auflage dieses Handbuchs der Psychologie erschienen.

Eine noch schwierigere Arbeit, und für welche Fries noch weniger vorgearbeitet fand, beschäftigte ihn nun nach Beendigung der Psychologie seit dem Herbst 1820 das ganze Jahr 1821 hindurch bis 1822, die „mathematische Naturphilosophie“. M. Schleiden erzählt *), daß Gauß einen Studenten, welcher dies Buch von Fries in seinen Händen gesehen und sich gewundert habe, daß Gauß sich noch auf Naturphilosophie einlasse, so beschieden habe: „junger Mann, wenn Sie es nach dreijährigem angestrengtm Studium dahin gebracht haben, daß Sie dieses Buch verstehen und würdigen können, so dürfen Sie die Universität mit der Ueberzeugung verlassen, daß Sie Ihre Zeit besser angewandt haben als die meisten Ihrer Commilitonen.“ Fries bezeichnet die Aufgabe der mathematischen Naturphilosophie, „sie solle die Gesetze möglicher Hypothesen über die Natur der Körper angeben, solle bestimmen, welche Voraussetzungen zulässig und die einfachsten seien und welche mathematisch bestimmbare Folgen jede einzelne Hypothese mit sich führe.“ Nur an der Hand der Erfahrung können die Gesetze und Erklärungsgründe von Naturerscheinungen erforscht werden, aber dabei muß dann zur Erklärung eine Hypothese gewagt werden, und „da entscheidet die reine Theorie über die Tauglichkeit der Hypothesen

*) In Westermann's „Monatsblätter“, Juni 1857, Nr. 9, S. 278.

überhaupt“. „Diese Philosophie der Mathematik“, so spricht sich Fries in den schriftlichen Aufzeichnungen selbst darüber aus, „war mir eine Aufgabe, der ich von Anfang an folgte, und schon Gilbert's *dissertatio de mathesi prima* ließ mich hier, als ich in Jena studirte, einige Untersuchungen ausführen. Aber das Haupträthsel waren mir Kant's metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Die ganze Fassung der Aufgabe zeigte eine großartig vielversprechende Erweiterung der Wissenschaft. Die Gründung der Phoronomie unabhängig von der Mechanik, die Entscheidung zwischen Atomistik und Dynamik, die Zurückführung des Stoffs auf ursprüngliche zurückstoßende Kräfte, die Unterscheidung der Masse von der Raumerfüllung als Undurchdringlichkeit, die chemische Durchdringlichkeit, die unendlich kleine Sollicitation durchdringender, die endliche nur in der Berührung wirkender Kräfte gaben sichere und ganz neue Grundlagen der mathematischen Physik. Dabei folgte ich anfangs ganz der Kantischen Construction der Grundkräfte; nur die Construction des augenblicklichen Stoßes zum Beweis der Gleichheit der Wirkung und Gegenwirkung in Kant's Mechanik schien mir falsch. Nach dieser Auffassungsweise versuchte ich die Ausführungen, welche meiner in Jena 1797 geschriebenen Kritik der Richter'schen Stöchiometrie zu Grunde liegen, die ich erst in der Schweiz vollendete und zum Druck gab. Eins aber änderte sich mir sogleich. Kant hatte eigentlich nur die dialektische Unvermeidlichkeit anziehender und zurückstoßender Kräfte im Sinne, wenn wir uns die Raumerfüllung denken wollen; alles andere überließ er der Erfahrung. Mir erschienen dagegen die Kräfte als Vorwurf mathematisch-physikalischer Hypothesen, und so schien mir möglich, daß eine rein mathematische Theorie hier vielleicht noch viele Entdeckungen offen lasse. Ich habe mir mit diesem Gedanken lange Jahre viele Mühe gegeben; diese Partie ist mir aber immer die ungenügendste im ganzen System der Philosophie geblieben. Schon als Student in Jena bekam ich zwischen diese meine Versuche Schelling's Ideen zur Philosophie der Natur in der ersten Auflage. Schelling hatte mir diese Aufgabe vorweggenommen; ich ließ ihm die Gewandtheit in der Darstellung und den frischen Muth im Zusammenstellen gelten, allein Schelling hat gar keinen mathematischen Tact und wol auch keine Kenntniß der mathematischen Naturlehre. Er hatte aber ein Thema gefunden, welches sehr mancfaltige Ausführungen zuließ und zeitgemäß in die theoretischen ärztlichen Versuche für die Naturlehre eingriff. So entdeckte man hier das Fabelland der Schelling'schen Naturphilosophie. Schelling hatte von Anfang an Kant nicht verstanden, und dadurch den viel wieder-

holten Fehler eingeleitet, daß die philosophische Construction der Materie nur durch Kant's Dynamik mit Uebergehung seiner Mechanik gegeben wurde. Durch die Gegenwirkung der anziehenden und abstoßenden Kräfte allein sollte die Materie bestehen, ohne etwas das angezogen und abgestoßen wird. Die Masse, welche allein die unmittelbare Substanz der Materie ist, sollte erst ein Product des Conflicts der Kräfte werden, welches ein mathematisch ganz unfasßbarer Gedanke ist. So entfernte sich diese Naturphilosophie ganz von der Mathematik und nahm eine feindliche Stellung gegen sie an, besonders seitdem Schelling dem gespenstervertreibenden Goethe sein Nichtverstehen von Newton's Optik für eine große physikalische Entdeckung erklärt hatte. Seit Schelling's Hesten für speculative Physik war seine Naturphilosophie ganz mit der Mathematik entzweit. Allein mir stand nun die große Schwierigkeit so. Die mathematische Physik, ausgehend von der hylogischen Ansicht, hat nur für die Erscheinungen der allgemeinen Gravitation und des Stoßes feste Theorien; alle andern Lehren bleiben unvollkommen und für die Morphologie fehlt überhaupt eine Auffassung des Ganzen; der Organismus steht unerreicht zur Seite. So kommt die phantasirende Naturphilosophie mit ihrer Auffassung des Lebens der alten griechischen wieder näher, in der auch das Leben die höchsten Gesetze gab; allein ohne mathematische Unterlage wird dies nie zur Wissenschaft; wir müssen den mathematischen Weg gehen, wie viel oder wenig uns auch darauf gelingen mag. Jetzt erweiterte sich mir unter der Hand die Aufgabe immer mehr; ich wurde vorzüglich für die allgemeine Arithmetik in immer verwickeltere Untersuchungen hineingezogen; für die Bewegungslehre stellten sich die Grundansichten vollständiger klar und fest. Nur die Zurückstößungskraft des Gleichartigen in der Berührung bleibt mir das dialektisch für die mechanische Undurchdringlichkeit bei jedem Stoff unvermeidlich Vorauszusetzende; für jede andere Kraft muß die Erfahrung nicht nur den Grad, sondern zwischen je zwei Stoffen auch erst die Art bestimmen.“ Die ungetheilte Vertiefung in diese Arbeit läßt Fries fast auch mit seinen Freunden in der Ferne auseinanderkommen; in dem einzigen Briefe an Reichel aus dem Jahre 1821, 24. Sept., sagt er selbst: „an alledem ist die mathematische Naturphilosophie schuld, an der ich mit großer Lust und Liebe nun bald seit Jahr und Tag arbeite; sie wird wol niemand so viel Vergnügen machen als mir.“ In einer spätern vertraulichen Aufzeichnung bloß für Apelt nennt er sie sein „Schmerzkind mit der großen Zahl seiner Aufgaben“, und gibt weitere Andeutungen von dem, was darin noch einer Ergänzung und Be-

richtung bedürfe. Hier heißt es unter anderm: „Bis zum Ende der Mechanik bin ich mit meiner Weisheit zufrieden; aber das Folgende bedarf einer besondern Ueberlegung. Hier müssen Stöchiologie, Morphologie und Phänomenologie miteinander bedacht werden. Bei der Auffassung der Formen der Wechselwirkung habe ich den großen Fehler gemacht, die Undulation zu übersehen. Die Formen der Wechselwirkung sind Verbindung durch die Anziehung in die Ferne (Gravitationsproceß) und Verbreitung des Stoßes durch elastische Mittel (Undulationsproceß); sehe ich dann auf die Formen der Aggregation, so können wir nun der ganzen Lichtwelt eine ausdehnsame Flüssigkeit unterbreiten, hingegen strahlende Flüssigkeiten durch durchdringende Kräfte der Zurückstoßung, meine ich jetzt, lassen sich nur nach dem Gesetz der elektrischen Polarisation als möglich denken. So wären denn Schall und Licht nach dem Bilde der Undulation, der elektrische Proceß unter der Hypothese der Polarisation zu fassen; die Wärme bleibt immer ein Räthsel.“ Im März 1822 schickt Fries das Buch fertig an Reichel.

Den Sommer 1822 beschäftigte ihn nun die Fortsetzung seines Julius und Evagoras. Die Vorarbeiten dafür existirten sicher längst, es handelte sich nur um Form und Abschluß. Der erste Theil aber war jetzt vergriffen, und so konnte er jetzt bei einem zweiten Abdruck solche Zugaben erhalten, welche die Anschließung des zweiten und darum auch dessen Vollendung erleichterten. Doch blieb die Romanform auch jetzt noch ziemlich unkünstlerisch und einheitlos und mehr nur ein loser Faden für die Gedanken, welche den selbst zum Theil erst darauf angelegten und wenig individuellen Personen in den Mund gelegt werden. Aber der Inhalt dieser Reden ist nun beträchtlich über das hinaus bereichert, was in der ersten Gestalt des Buchs dafür geschehen war, und kaum ist für Fries' Erkenntnißlehre, Ethik und Politik, Aesthetik und Religionsphilosophie ein Gedanke von höherer Bedeutung, der hier unberührt bliebe. Zwei ganz neue Gespräche über Schönheit der Seele und sittliche Ausbildung des Geistes sind dem ersten Theile noch beigegeben; der zweite nun bringt zuerst Fries' „Träume“ über eine volksthümliche Religionsübung, wie er sie vermißt, zur Sprache, freilich auch wieder ohne auf die Frage nach Ausführbarkeit und Wirksamkeit eines nationalen Cultus ohne weiteres Zurückgehen in die Geschichte der Nation eine Antwort anzudeuten; dann ist es der nöthige Dualismus von Wissen und Glauben, von endlicher und ewiger Wahrheit, von fatalistischer Naturerkenntniß und schrankenverneinender Erhebung darüber, welcher in oft sehr anziehender

Weise in den Gesprächen reproducirt und dadurch verständlich gemacht wird; Fries nennt den zweiten Band selbst in dem Briefe, mit welchem er ihn an Reichel schickt, „größtentheils eine Umarbeitung von Wissen, Glauben und Ahnden“. Die Erwartung, welche der erste Theil angeregt haben konnte, daß der zweite die Fortentwicklung und die Früchte der im ersten begründeten „neuen Republik“ vorführen werde, wird, wie auch Reichel nach Empfang desselben dem Freunde ausspricht, nicht befriedigt. Fries äußert sich später selbst so gegen Reichel: „mit den Erwartungen auf den zweiten Theil des Julius und Cynoras habe ich wol alle meine Leser getäuscht; aber die wahre Lehre der Staatsklugheit für das mögliche Wohlbefinden aller Mitbürger ist eine so prosaische, daß sie sich im Roman wol noch schlechter ausnähme als im Gespräche.“

Das Jahr 1823 brachte noch zwei kleinere Schriften. Die eine über „Platon's Zahl de Rep. 8 p. 546 Steph., eine Vermuthung“; diese hat Fries nachher 1837 im ersten Bande seiner Geschichte der Philosophie (S. 375—390) aufs neue gegen Einwürfe vertheidigt, auch durch ein paar Conjecturen zur Aenderung einzelner Worte des Textes, und hat dabei herauszubringen gesucht, wegen welcher Vorzüge, welcher Theilbarkeit und welcher Vergleichbarkeit mit den fünf Staatsverfassungsformen, welche er statuiert, Plato die Zahl 5040 so vorzüglich und bedeutungsvoll gefunden haben werde. Die andere mit dem Titel: „Die neuesten Schriften Nachdruck und Verlagsrecht betreffend“, zuerst in dem von R. E. Schmid redigirten Hermes mitgetheilt, setzte auf Veranlassung der durch v. Wangenheim beim Bundestage gemachten Anträge auf eine gemeinsame Verfügung darüber der dabei ausgesprochenen Vertheidigung und empfohlenen Erleichterung des Nachdrucks Widerspruch entgegen. Auch wo keine neuern Vorschriften darüber bestehen, findet Fries die römischen Gesetze über negotiorum gestio gegen den Nachdruck anwendbar, denn der Schriftsteller dürfe doch in dem Geschäft der Bekanntmachung seiner Werke als dominus negotii betrachtet werden, und so müsse er nach gemeinem Rechte gegen jeden, der sein Werk nachdrucke, die actio negotiorum gestorum directa haben. Aber verwirrend findet er es, wenn die Begriffe locatio oder cessio oder mandatum auf das Verhältniß zwischen Schriftsteller und Verleger angewandt würden. Für neue Bestimmungen ist er mit den Vertheidigern des Nachdrucks insoweit einig, daß er auch ein Recht und eine Pflicht des Gesetzgebers anerkennt, dazu mitzuwirken, daß ausgezeichnete Geisteswerke so viel als möglich Gemeingut des Volks werden; doch bei Lebzeiten der Verfasser

findet er jede gesetzliche Beschränkung ihres alleinigen Verlagsrechts unbillig und nur etwa 20 Jahre nach ihrem Tode möge zum gemeinen Besten Herausgabe und Druck ihrer Werke jedem freigegeben werden.

Noch ein anderes im Jahre 1823 erschienenes Werk von Fries hatte zunächst eine häusliche Veranlassung; das waren „die Lehren der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung oder die Hauptsätze der Tugendlehre und Glaubenslehre“. „Ich habe angefangen“, schreibt er im November 1822 an Reichel, „meinen Töchtern einige Stunden Unterricht in Moral und Religionslehre zu geben. Das macht wieder ein Buch, aber ich wollte wol, ich könnte Dich erst über das Manuscript urtheilen lassen, denn hier habe ich niemand dazu, und doch traue ich darin auch meinem Takt nicht recht.“ Seine beiden Töchter Betty und Luise waren damals funfzehn und dreizehn Jahre alt, und sollten auch durch diesen Unterricht neben dem eigentlichen Confirmantenunterricht, welcher ihnen durch Marezoll und den jüngern Gabler erteilt wurde, zu ihrer Confirmation Pfingsten 1823 vorbereitet werden. Dies Verhältniß erklärt, warum in Fries' Schrift manches fehlt, was jener andere Unterricht gewährte und was Reichel in seiner Antwort bezeichnet, wenn er „Anknüpfung an die unserer Jugend geläufigen Begriffe, Beziehung auf unsere Bibel- und Katechismus-Lehre und Sprache, und darum Popularität und Anwendbarkeit“ darin vermiste. Manches von dieser Art hätte Fries wol auch ohne dies Verhältniß nicht zu geben vermocht, weil es ihm selbst fremd geworden war; nur desto mehr konnte er aber aus demselben Grunde sich verpflichtet glauben, seinen eigenen Kindern nicht vorzu-enthalten, was ihm selbst als höchste Heilswahrheit gewiß war. „Ihr sagt es mit mir“, schreibt er in einer Zueignung den beiden, welche seinen Kindern „die verlorene Mutterliebe wiedergaben“, seiner zweiten Frau und seiner Schwester, „im Menschen bleibt die feste ernste Kraft des Willens roh, die gründlichste Einsicht leer und bedeutungslos, der feinste Geschmack kalt, wenn nicht allen diesen erst aus der innersten Tiefe des Gemüths die Wärme und das Leben der Frömmigkeit und reinen Liebe geweckt wird; ihr sagt es mit mir, daß das gesunde Herz nicht von schwachtender und klagender, sondern von heiterer und freudiger frommer Liebe bewegt wird.“ Mit diesem Worte ist der Hauptgedanke der Schrift und die Gesinnung bezeichnet, welche, wie sie Fries selbst in seltener Ungetrübtheit eigen war, so auch durch diese und jede andere in seinem Hause wirksame Ueberlieferung seinen Schülerinnen in einem Maße sich mittheilte, daß von Weltflucht und Selbstsucht kaum so viel, als zur Selbsterhaltung nöthig war, bei ihnen aufkam.

Kein Wort dabei von Verderbniß des Menschen, kein Zweifel an der vollen Kraft die Gebote zu erfüllen; nichts als Vertrauen, daß das Herz das Gute und Schöne auch selbst gut und schön finden werde. Aber was das Buch zu abstract als etwas allgemein Menschliches betrachtete, Liebe, Geistes Schönheit, Frömmigkeit, Erhebung des Geistes zum Glauben, zu Andacht und Begeisterung, was doch auch Fries selbst nur und unter dem Einflusse der Brüdergemeine kennen gelernt hatte und was also auch bei ihm christlichen Ursprungs war, das hatte an seinem christlichen Inhalte doch etwas mehr eingebüßt, als für die Schülerinnen und selbst für den Verfasser gut war; die Frömmigkeit, die Anbetung, die Erhebung, welche er forderte, zerstörten sich fast selbst, wenn sie keinen rechten Gegenstand behielten und mehr nur als eine heilsame Diät für den Geist und als ein Stück Geistes Schönheit gepriesen wurden. Wenn es z. B. heißt: „Wir wollen mit dem Gebet nicht Gott dienen und loben um feinetwillen, sondern wir wenden unsere Gedanken zu ihm um unfertwillen, um unsers sittlichen Lebens willen, damit der erhabenste Gedanke unsers Geistes uns selbst läutere und reinige“, so fühlte man da zu viel „verstimmende Absicht“, zu viel Gleichgültigkeit gegen den Inhalt des Gebets, und eine das Bedürfniß der Anbetung selbst ausschließende Nützlichkeit. Vom Werth kirchlicher Gemeinschaft, welche doch auch als etwas Vaterländisches hätte empfohlen werden können, kaum eine Andeutung. So bedurfte es auch deshalb neben einem Unterricht wie dieser noch einer Ergänzung, welche diesem Bedürfniß einen concretern Inhalt schaffte, und eine solche entging Fries' Töchtern auch nicht durch das, was seine Schwester und ihre übrigen Lehrer noch zu dem Unterricht des Vaters hinzubrachten. Nicht in den Betrachtungen „vom Glauben und der Hoffnung, von Gott und vom ewigen Leben“, in welchen auch Christus nur als Lehrer des durch die Liebe verwirklichten Reiches Gottes gerühmt war, sondern in den feinen und schönen Schilderungen sittlicher Zustände, wie sie sein sollten, der Treue, der Freundschaft, vorzüglich des häuslichen Lebens zeigt sich die Vorzüglichkeit des Buches; manches, was hier leicht hingeworfen scheint, ist es nicht, sondern reifer Ertrag der tiefer gehenden Untersuchungen, welche in Fries' größern Schriften dahinter stehen.

Im Jahre 1823 hatte Fries auch noch eine größere Arbeit vollendet, sein „System der Metaphysik“. Er gab hier zuerst eine wiederholte Rechtfertigung der Aufgaben, den deutschen Nationalismus mit dem englischen Empirismus friedlich zu vereinigen, und der Art, wie Kant und er selbst diese Aufgabe zu lösen gesucht hatte durch kritisches

Ausscheiden der nichtempirischen Erkenntnißthaten und durch Feststellung der Art, wie diese, an sich unselbständig, sich mit dem durch die Erfahrung gelieferten Erkenntnißstoff verbinden. Jede progressive Darstellung des Systems vom Allgemeinen zum Besondern ist bloß dogmatisch und ungerechtfertigt, wenn ihr nicht ein regressives Verfahren vorangegangen ist, welches in dem Besondern der für jeden menschlichen Geist schon unwillkürlich erfolgenden Anwendungen die philosophische That zu unterscheiden und auszuscheiden vermocht hat; erst wenn diese erfindende Arbeit der Kritik der Vernunft vorangegangen und beendet ist, soll dann mit den so gewonnenen Begriffen operirt und progressiv ein System derselben festgestellt werden dürfen, und hier gehören dann dem System der Logik die philosophischen Erkenntnisse, welche nur die Gesetze der Denkbarkeit enthalten, dem System der Metaphysik aber alle synthetischen, alle die philosophischen Erkenntnisse, welche einen bestimmten Inhalt haben, wodurch ihre Gegenstände Bestimmungen erhalten. Diese soll dann wieder zerfallen in eine speculative oder Einheitslehre und in eine praktische oder Zwecklehre, und die erstere wieder in Metaphysik der Natur und Metaphysik der Ideen, in eine niedere, Lehre von der natürlichen wissenschaftlichen Weltansicht, in äußere und innere oder in Körperlehre und Anthropologie sich scheidend, und in eine höhere, Lehre von der Weltansicht im Glauben oder speculative Ideenlehre. Die letztere findet ihre Anwendungen erst in dem andern Theil, in der metaphysischen Zwecklehre oder der praktischen Philosophie, welche sich ebenfalls wieder nach Natur und Idee scheidet, nämlich in eine praktische Naturlehre (Moral und Politik) und eine praktische Ideenlehre, Religionsphilosophie, Lehre vom Zweck der Welt, Glaubenslehre und Aesthetik (Metaphysik des Schönen und Erhabenen) einschließend. So wird hier durchgeführter als bei Kant selbst als unüberwindliche Haupteigenthümlichkeit menschlicher Erkenntniß und ihrer Beschränktheit das Dazugehören und Nebeneinandersein einer zwiefachen Weltansicht des Wissens und des Glaubens und das Bestehen eines Widerstreits zwischen beiden betrachtet, aber gegründet auf Kant's transscendentalen Idealismus, welcher „die Naturgesetze nur als Gesetze der sinnlichen Auffassung und Zusammenfassung von den Erscheinungen der Dinge für den Menschen gelten läßt, und gegen diese beschränkte endliche Wahrheit den Ideen die vollendete ewige Wahrheit des Wesens der Dinge selbst zuschreibt“. Und auf die Anerkennung dieses zum Wesen des nicht allwissenden Menschen gehörenden Dualismus wird dann nicht die Forderung der Ausbildung einer höhern Wissenschaft des Uebersinn-

lichen gegründet, sie ist unmöglich, denn Wissen heißt im Causalnexus und unter Naturgesetzen erkennen; wohl aber die praktische Forderung an das Leben, in diesem der fatalistischen wissenschaftlichen Erkenntniß die ihr entgegengesetzte ästhetische, welche alle Religion und alle Ethik einschließt, überzuordnen und gegen sie zu bethätigen; der idealen, „religiösen und ästhetischen Weltanschauung“ gebührt die Herrschaft im geistigen Menschenleben“. Fries behielt auch später die Zuversicht, daß er in dieser Arbeit nichts zu berichtigen und zu verbessern habe; in einem für seinen Schüler Apelt bestimmten handschriftlichen Verzeichniß einzelner Corrigenda in seinen Hauptschriften bemerkt er über die Metaphysik nur durch die einzige Zeile „hier bin ich nicht klüger geworden“, daß er hier nichts zu ändern und zurückzunehmen wisse; aber gering sind schon zur Zeit der ersten Herausgabe seine Hoffnungen auf Anerkennung hiervon. „Meine Erwartungen“, schreibt er an Reichel (11. April 1824), „in Rücksicht einer festen unumstößlichen Ausbildung der Metaphysik und der von ihr abhängigen Religionsphilosophie sind allmählich sehr heruntergekommen. Es ist gewiß, daß das Kategoriensystem und die Methodenlehre hier unabänderliche Grundlagen gewährt, aber wem liegt etwas daran diese kennen zu lernen? Nur den wenigen, welche in der Religionslehre gar keine Vorliebe für eine bestimmte überlieferte positive oder selbstgemachte phantastische Mythologie haben. Der Einfluß dieses mitgebrachten Interesses auf die Würdigung eines metaphysischen Philosophems ist so übermächtig und doch auch so schwankend, daß ich wenig Hoffnung habe, eine geistvolle, mehr als logisches Fachwerk enthaltende Metaphysik werde sich die Schulherrschaft erringen können.“

7. Professur der Physik und Mathematik seit 1824. Philosophische Vorlesungen seit 1825.

Auch zu Anfange des Jahres 1824 fragte sich's also immer noch, ob Fries' Suspension, welche von der Regierung Karl August's und von dessen mit Fries befreundeten Rätthen v. Gersdorff, Schweitzer und Conta sicher nur widerstrebend den österreichischen Einflüssen eingeräumt war, nicht endlich wieder zurückgezogen werden könne. Aber

gerade erst in diesem Jahre erhielt das System Metternich's und damit zugleich die Abhängigkeit Preußens und der übrigen deutschen Staaten von Oesterreich neue Befestigungen. Auf die Karlsbader Beschlüsse und die Wiener Schluß-Acte (15. Mai 1820), auf die Aufstände in Neapel und Spanien waren die Congresse zu Laibach (Jan. 1821) und zu Verona (Oct. 1822), die Verwerfung des Befreiungskampfes der Griechen und 1823 die Unterdrückung der spanischen Revolution gefolgt, in Deutschland selbst auch die Epurirung des Bundestags von solchen Mitgliedern, welche wie der württembergische Minister v. Wangenheim ebenso wie sein König noch am meisten Widerspruch entgegen-gesetzt hatten. „Die wiener Staatskunst der Einschläferung war an ihrem Ziele; der Bundestag war ein Werkzeug Oesterreichs geworden; die nominelle Unabhängigkeit der kleinen Staaten war eine thatsächliche Abhängigkeit von Oesterreich geworden; in ihrer Doppelstellung zwischen zwei Feuern ließen sie sich lieber durch ihre bundesgenössischen fürstlichen Mitherrscher völkerrechtlich, als von ihren Ständen und Unterthanen von innen staatsrechtlich beschränken“; auf dem Hoftage, welchen der Fürst Metternich im Sommer 1824 auf seinem Schlosse Johannisberg hielt, ließen sich selbst die Großherzoge von Weimar und Oldenburg „von Dingen überzeugen, die sie bis dahin nicht begreifen wollten“.*) Es folgten die Bundesbeschlüsse vom 16. Juli und 16. August 1824, welche die Geltendmachung des monarchischen Princips gegen landständische Rechte aussprachen, Beschränkung der Oeffentlichkeit landständischer Verhandlungen in Aussicht stellten, die provisorischen Gesetze über die Presse und die Universitäten vom Jahre 1819 und die mainzer Untersuchungscommission prolongirten und noch eine Commission aus fünf Mitgliedern der Bundesversammlung zur Erörterung „der gegenwärtig herantretenden Gebrechen des gesammten Schul-, Unterrichts- und Erziehungswesens in Deutschland“ einsetzten.

Unter solchen Umständen gab man wol auch in Weimar die Hoffnung auf, Fries als Lehrer der Philosophie in alter Weise wieder eintreten lassen zu können, und man dachte darauf ihn „anderweit zu placiren“. „Zuerst wurde“, so schreibt er selbst, „an das Archiv in Weimar gedacht, aber der Archivar wollte das Geschäft nicht aufgeben. Dann war die Oberaufsichtscommission für Wissenschaft und Kunst,

*) Worte von Gerbinus, „Geschichte des 19. Jahrhunderts“, VII, S. 150. 169. 170. Siehe auch Ilse, „Geschichte der deutschen Bundesversammlung“, II, S. 324—386.

nach Poffelt's Tode auch die Professur der Astronomie in Frage; aber hier wäre ich Goethe's Subaltern geworden, und dieser mochte mich optischen Reizer nicht so in seiner Nähe. Dazwischen brachte der Kanzler Müller gar einmal den Plan, mich unter künstlichen Verhältnissen nach Basel zu versetzen; aber das mußte ich ablehnen.“ Doch jetzt zu Anfange des Jahres 1824 bot sich eine andere Auskunft an, Fries als akademischen Lehrer in Jena zu rehabilitiren. Im Herbst 1823 war der Lehrer der Physik und der höhern Mathematik, Geheimer Hofrath Joh. G. Voigt in Jena gestorben; dieselbe Professur hatte Fries einst schon in Heidelberg bekleidet, von wo sie freilich ihn hatte vertreiben helfen, da der Wunsch, sich als Lehrer und Schriftsteller der Philosophie wieder allein widmen zu können, ein Hauptgrund seines Abganges von dort nach Jena gewesen war. Jetzt aber ließ er sich die Auskunft gefallen, welche die weimarische Regierung anbot, ihm diese Professur zu übertragen und mit ihr eine Lehrthätigkeit wieder zu schaffen, und so fing er diese wie die Zuhörerverzeichnisse zeigen, am 1. Oftern 1824 mit einer Vorlesung über Experimentalphysik vor 22 und einer andern über Analysis Infinitorum vor 6 Zuhörern wieder an. Doch zugleich wurde nun auch der interimistische Zustand beendet, mit welchem ihm die Zukunft noch offen gehalten war, daß erst nun für seine philosophische Professur, als sei sie erledigt, eine andere Besetzung derselben verfügt wurde; neben Bachmann, welcher die eine philosophische Lehrstelle schon seit 1813 bekleidet hatte, wurde jetzt auch ein Sohn R. Leonh. Reinhold's, Ernst Reinhold, von Kiel als ordentlicher Professor der Philosophie nach Jena berufen.

So war Fries freilich durchaus nicht in aller Hinsicht befriedigt durch seine neue Stellung; hatte ihm doch auch die Vielseitigkeit hier zum Nachtheil gereicht, welche ihn in den Stand setzte, auch sogleich eine andere Professur als eine philosophische zu übernehmen, und gerade der Besitz der höhern mathematischen und naturwissenschaftlichen Bildung hatte ihm geschadet, deren Mangel ihm bei Männern wie Schelling auch ihre Fehler in der Philosophie zu bedingen schien. Eine neue Ausgabe seiner im Jahre 1803 zuerst herausgegebenen Schrift „Reinhold, Fichte, Schelling“ (s. oben S. 79), jetzt unter dem Titel „Polemische Schriften“, Bd. 1, welche er im Febr. 1824 expedirte, war auf längere Zeit seine letzte philosophische Schrift; er hatte ihr einen neuen Abdruck einer Recension einiger Schriften von Bouterwek, Schulze und Herbart vom Jahre 1815 und eine neue Abhandlung „über die Aufgabe der anthropologischen Kritik der Vernunft“ beigegeben, in welcher er in gedrängter Zusammenfassung und doch mit

ausgezeichneter Klarheit sein Verhältniß zu Baco und Leibniz, Hume, Kant und Schulze verständlich macht. „Ich soll nun wieder“, schreibt er nun an Reichel, „Physik und alles Ernstes Mathematik lehren; das ist freilich nicht meine Wahl. Ich suche bald, um mich auch darin zu zeigen, ein Lehrbuch der Wahrscheinlichkeitsrechnung zu schreiben, was Du ja auch schon von mir gefordert hast“; dazu kam es auch, aber erst viel später im Jahre 1842. Auch nach Ablauf des ersten Semesters im Herbst 1824 klagt er über die „leidige Professur der Physik, welche mich den Sommer weidlich geschoren hat“, und am Ende des Jahres: „ich habe immer zufrieden und meist mit Vergnügen angenommen, was mir das Schicksal gebracht hat, aber diesmal hätte ich es doch lieber anders. Mathematik treibe ich in den höhern Theilen gern; die will aber niemand lernen. Physik ist nicht für meine Selbstthätigkeit gemacht, und nun doch mein Hauptgeschäft. Das Schlimmste ist, daß ich damit von der Philosophie ganz weggedrängt bin und selbst zum Schreiben nun nicht so bald die Zeit finden werde.“ So heißt es auch noch im Mai 1825: „ich kann mich mit der Physik noch immer nicht gut vertragen, indessen schreibe ich ein ausführliches Handbuch, vorzüglich um Zeit zu gewinnen und im andern halben Jahre, wenn Gott will, anderer Schriftstellerei nachzugehen.“ Und an v. Beaulieu (Febr. 1826): „meine Lage ist wieder ruhig geworden, doch ist es freilich schlimm, daß ich gerade die Philosophie ganz verloren habe, für deren alleinigen Besitz ich doch Heidelberg verließ.“

Im Jahre 1826 war das neue Werk vollendet, der erste Theil eines „Lehrbuchs der Naturlehre“, die „Experimentalphysik“ enthaltend; er eignete sie dem Großherzoge Karl August zu, nicht nur als eine „Rechenschaft von seinem Wirken in dem jetzt ihm angewiesenen Lehrkreise“, sondern auch nach dem „alten Worte des Archimedes: dem Kundigsten allein sind wissenschaftliche Werke zuzuschreiben“. Auch fehlte es nicht an solchen Kundigsten, welche günstig über das Werk urtheilten; Alexander von Humboldt nennt es in einem Briefe an Frau von Wolzogen „ein wichtiges Buch“ und beklagt sehr, daß es nicht fortgesetzt sei. Aber Fries selbst war durch diese Arbeit und diesen Lehrkreis durchaus nicht befriedigt. „Die Physik ist jetzt endlich fertig“, schrieb er im April an den herrnhutischen Freund, „aber mit der Laune will es noch nicht recht gehen. Du wirst mir freilich recht geben, daß der gute Rath bleibe daheim und nähre dich redlich für mich nicht antwendbar war, und ich wol wie die Propheten in die Wüste ziehen mußte auf 40 Tage und mehr; aber dagegen bleibt es denn doch immer wahr, daß der Schuh ein solches herrnhutisches Kind, das da-

vonlief, nie recht zu drücken aufhört; selten daß unsereiner die rechte Klugheit der Kinder dieser Welt gut genug lernt. Das fühle ich in der letzten Zeit manchesmal unbehaglich. Mein veränderter Geschäftskreis belästigt mich mit Arbeiten eben nicht zu sehr, aber meine Einnahme ist dadurch bedeutend verringert und, was weit schlimmer ist, meine philosophische Wirksamkeit fast vernichtet. Denn seit die Anregung durch Lehren fehlt, ist auch im Buchladen äußerst wenig Frage nach meinen Schriften; ich zweifle sehr, ob dieses mein armes Lichtlein einmal wieder heller brennen wird. Du fragtest mich nach dem Recensenten von Eschenmayer's Religionsphilosophie in der Zen. Allgemeinen Literatur-Zeitung; das ist Herbart, der mich seitdem in der Leipziger Literaturzeitung gehörig verfolgt hat." Eine Annäherung, welche von Herbart selbst im Jahre 1824 ausgegangen war, hatte beide Männer auch wol einander nicht näher gebracht. *) „Herbart“, fährt Fries fort, „hat in der praktischen Philosophie manches Gute, aber seine Logik und Metaphysik ist für mich eitel Unsinn und Thorheit. In meiner Physik wirfst Du gegen ehedem allerdings viel Neues finden, aber meist sehr Unbequemes; außer der Chemie und Versted's Elektromagnetismus sind es fast lauter kleine Quackeleien, wie beim Schall durch Savart, beim Licht durch Biot und Fresnel, bei der Elektrizität durch Pouillet und Becquerel, daß man den Kram nicht

*) Bloß aus diesem Jahre 1824 liegt ein einziger Brief Herbart's an Fries vor, und wenn Fries darauf nichts erwiedert hat, so mag ihm auch dies übel genommen sein. S. auch oben S. 66. Der Brief, datirt Königsberg 16. Nov. 1824, lautet so: „Ein Reisender machte sich neulich eine Art von Angelegenheit daraus, mir sehr unerwartet einen freundlichen Gruß zu bringen von einem Manne, den ich mehrmals, und noch kürzlich, auf literarischen Kampfsplätzen, wo nicht stark, doch lebhaft angegriffen habe. Ein solcher Gruß darf nicht unerwiedert bleiben. Zudem kam er von einem der ersten Häupter heutiger Philosophie. Er kam von Ihnen. Das Manuscript meiner Metaphysik war schon vollständig abgesendet. Früher — wie Manches hätte sich ändern lassen! Jetzt bleibt mir nur übrig die Feder zu ergreifen, um Ihnen meine Hochachtung zu bezeugen. — Einen so leeren Brief an Sie zu schreiben wird mir schwer; doch darf es nicht scheinen, als wollte ich Ihre Feder gegen mich abzustumpfen suchen. Nur einen Punkt also will ich berühren. Sollten Sie einmal meine Psychologie und meine Metaphysik einer aufmerksamen Vergleichung würdigen, so wird Ihnen auffallen, daß dort weniger, hier mehr Polemik gegen Sie hervortritt. Das Gegentheil wäre natürlicher, wenn wir allein mit einander zu thun hätten. Aber der erste Band meiner Metaphysik möchte wol ganz ungeschrieben geblieben sein, hätte Jakob Niemand den Scharfsinn Spinoza's bewundert, und wäre Schelling Niemand von Ihnen gelobt worden. Unser gemeinschaftlicher Gegner schadet uns sogar dadurch, daß er unser Urtheil trennt, anstatt uns zu vereinigen. Muß das so sein? Hochachtungsvoll empfiehlt sich Herbart.“

nachmachen kann, also eigentlich nichts daran hat.“ Im Jahre 1827 gab Fries auch noch eine ausführliche Beurtheilung von Gehler's physikalischem Wörterbuch in der Jen. Allg. Literaturzeitung Nr. 29.

Indessen war Fries doch mit Anfang des Winterhalbjahrs 1825 auch wieder gestattet, in der Form eines Privatissimums in seinem Hause philosophische Vorträge zu halten: am 28. Nov. 1825 hatte er diese wieder vor einer kleinen Anzahl vertrauter Anhänger eröffnen können, und diese Privatissima wurden von nun an auch nicht wieder unterbrochen und erhielten allmählich einen ziemlich beträchtlichen Umfang. „Ich schrieb Dir neulich“, heisst es im Mai 1826 über den vorigen Brief an Reichel, „in misanthischer Laune, wie sie mich indessen selten anwandelt; jetzt sehe ich über das Verdrießliche schon wieder gleichmüthiger hinweg. Allerdings bin ich dem philosophischen Lehren wieder näher gerückt, aber noch mit schlimmen Beschränkungen; vor der Hand muß ich aber zufrieden sein, es erleichtert mir doch etwas.“ „Die Demagogik“, heisst es kurz nachher an Beaulieu, „ist hier allerdings so ziemlich vergessen, aber mir gehen ihre Leiden doch sehr nach, und das geht noch immer fort, weil ich (er meint öffentlich) keine Philosophie lehren darf. Besonders schlimm ist, daß darüber mein philosophisches Licht überall in der Welt erlischt; ohne die Anregung vom Katheder herunter ist es mit der philosophischen Schriftstellerei jetzt wenig. So habe ich mich denn eigentlich meiner Wanderung von Heidelberg nach Jena wenig zu erfreuen.“

8. Spätere Jahre in Jena. Aemter, Schüler, Haus, Studienweise.

Von hier an blieb Fries' Lage in Jena in diesem Zustande so gut als unverändert bis an sein Ende. Die Professur der Physik und Mathematik blieb sein eigentliches Amt; noch als Karl August zusammen mit den übrigen fürstlichen Erhaltern der Universität im November 1827 entschied, daß Fries „wieder in die philosophische Facultät und den akademischen Senat mit allen dadurch bedingten Rechten und Obliegenheiten einzusetzen sei“, mußte der Curator v. Moß, auf dessen Antrag dies geschehen war, es ihm bei der Eröffnung dieser

Entscheidung aussprechen, daß ihm damit „keineswegs die Befugniß erteilt werden solle, seine Vorlesungen weiter auszudehnen und den gewöhnlichen Wirkungskreis der ihm übertragenen Professur der Mathematik und Physik zu überschreiten“. Aber in der Fortsetzung seiner philosophischen Privatissima wurde er daneben nicht gehindert, wenn er diese auch viele Jahre hindurch nicht im Vorlesungsverzeichnisse ankündigen durfte. Erst am Ende des Jahres 1837 verfügte der Sohn und Nachfolger Karl August's, der Großherzog Karl Friedrich, welcher Fries 1833 auch zum Geheimen Hofrath ernannte, daß er keinerlei Beschränkungen in Ansehung seiner philosophischen Vorlesungen mehr unterworfen sein solle, und so erschienen im jenaischen Sectionskatalog für den Sommer 1838 zum ersten mal wieder neben den mathematischen Vorlesungen Psychologie und Logik, Metaphysik und Religionsphilosophie als gewöhnliche Privatcollegia von ihm angekündigt. Im Jahre 1842 erhielt er auch den Ernestinischen Hausorden der sächsischen Herzoge. Correspondirendes Mitglied der münchener Akademie der Wissenschaften war er schon seit 1808 und der berliner seit 1812; zu den Gesellschaften, welche ihn noch später aufnahmen, gehörte die Naturforschende Gesellschaft zu Marburg seit 1817, die berliner Gesellschaft für deutsche Sprache 1818, die utrechter Societät für Kunst und Wissenschaft 1832, die heidelberger Gesellschaft der Naturforscher und Aerzte 1842, u. a.

Die Zahl seiner Schüler wurde für Fries in dieser Lage freilich viel geringer als früher; aus Neigung und nach den veränderten Umständen hielt er sich von einer Einwirkung auf das Leben der Studirenden im großen ganz fern und sagte sich ausdrücklich los von manchem, was hier vorkam. „Die Aufregungen nach den Julitagen 1830“, schreibt er, „gehören gar nicht mehr dem Studentenleben, und daß die Germanen bei dem schändlichen Unfug in Frankfurt mitspielten, war offenbare Folge der harten Fehler in der frühern Polizeiverwaltung.“ Dennoch war das Ansehen nicht gering, in welchem Fries gerade in diesen spätern Jahren bei den Studirenden in Jena stand; die Beschränkungen, die ihm noch immer auferlegt wurden, die Opfer, welche er hatte bringen müssen, das geringere Ansehen derer, welchen die philosophischen Professuren statt seiner übertragen waren, vermehrten die Theilnahme für ihn, und in einzelnen Fällen benutzte er den Einfluß, welchen er hierdurch erhielt, auch zu rückhaltlosen Zurechtweisungen; so begann z. B. im Jahre 1834 oder 1835 an einem seiner Geburtstage seine aus dem Fenster gesprochene Dankrede auf das Vivat der Studirenden mit den an dieser Stelle, welche sonst

wol vom Lobe der Studenten überfließt, ungewöhnlichen Worten: Eins sei oft und so auch neuerlich das Verderblichste für sie gewesen, Langeweile aus Müßiggang. Nicht minder groß war die Achtung, welche alle seine Collegen für ihn hatten; einen Feind hatte er nicht unter diesen, Neider nicht mehr bei dem Druck, der auf seinem Lehramt lag; Freunde und Verehrer viele, unter ihnen die besten Männer der Universität, R. Götting, Ed. Schwarz, R. E. Schmid, R. Hase, R. H. Scheidler u. a., und die, welche ihm anhängen, liebten den einfachen Mann ohne Falsch noch mehr, und verkehrten mehr nur vertraulich mit ihm, als daß sie ihn als eine Größe der Universität mit gesuchter Aufmerksamkeit und Rücksicht behandelt hätten, was er nicht verlangte, was ihm unerträglich gewesen wäre bei seiner Anspruchslosigkeit und seinem Widerwillen gegen leere Formen. Waren aber auch der Schüler wenige, welche er in dieser spätern Zeit hinzuerhielt, so waren doch einige darunter, welche mehr Eifer und ernstes Interesse hatten von ihm zu lernen, als früher manche der deutschhümelnden Müßiggänger, welche sich ohne dies nur gern auf ihn berufen hatten. Ein enthusiastischer Anhänger und Verbreiter seiner Lehren wurde sein College und Freund, der Staats- und Landwirtschaftslehrer Fr. Gottlob Schulze, welcher 1834 nach Eldena bei Greifswald berufen 1839 nach Jena zurückkehrte und ihm hier bis an seinen Tod treu zur Seite stand. Aus der Brüdergemeinde erhielt er 1826 einen seiner treuesten Schüler an Ernst Sig. Mirbt; „Collegien“, heißt es in dessen Lebenslauf *), „hörte er fast gar nicht; der tägliche Spaziergang mit Fries waren seine Akademie, sein Lyceum und seine Stoa“; 1836 wurde er noch neben Fries als Professor in Jena angestellt, starb aber schon 1847. Im Jahre 1829 stellte sich ihm ein 17jähriger Primaner zu Bittau in einem Briefe vor, in welchem er ihm seine eifrige Beschäftigung mit Kant's und Fries' Kritik der Vernunft, seinen Voratz sich ganz der Philosophie zu widmen und eine Reihe von Zweifeln über die Lehre vom transcendenten Idealismus vortrug, über welche er sich Belehrung erbat. Fries sprach damals die Besorgniß aus, der fange zu früh und mit zu schweren Fragen an und das werde keinen Bestand haben; er antwortete ihm: „studiren Sie ja neben der Philosophie noch ein bestimmtes Geschäftsfach oder wenigstens streng Philologie, und wollen Sie alles Ernstes Philosophie treiben, so studiren sie nach Platon's Rath vor allem Mathematik und dann Physik; nur wer die letzteren Kenntnisse besitzt, kann zu einem wirklich scharfen und gesunden philo-

*) J. Günther, Lebensskizzen jenaischer Professoren (Jena 1858), S. 257.

sophischen Urtheil gelangen.“ Doch dies wurde auch gut befolgt, und die Besorgnisse bestätigten sich nicht; Ernst Friedrich Apelt, denn der war es, geboren 1812 und zu früh schon 1859 gestorben, wurde seit 1832, wo er seine Studien in Jena anfang, Fries' eifrigster und treuester Schüler, und darum auch der, welcher ihm selbst am meisten Freude machte und welchen er wie einen Sohn liebte; zur Zeit seiner Sorgen um seinen ältesten Sohn schreibt er an Apelt einmal: „lehren Sie zu uns zurück und füllen die Lücke des fehlenden Otto.“ Neben Apelt schlossen auch zwei Freunde Apelt's sich eng an Fries an, beide Hamburger, Grapengiesser und Heinrich Schleiden, beide noch jetzt in ihrer Vaterstadt in gesegnetem Wirken als Lehrer und Erzieher; durch den letztern wurde auch sein jüngerer Bruder, Matthias Schleiden, der Botaniker, für Fries' Lehre interessirt und bald auch in mehreren seiner Schriften ein beredter Verteidiger desselben. *) Schon etwas früher waren zwei Braunschweiger, welche nachher seine Schwiegersöhne wurden, auch seine Schüler in der Philosophie geworden; sie waren ihm freilich in ersterer Hinsicht lieber als in letzterer: „meine Schwiegersöhne“, schreibt er einmal an Virbt, „sind meine Freunde, aber nicht meine Schüler“; aber je freundlicher hier der Dissens besonders über den Werth des Geschichtlichen war, desto mehr erfreute es ihn, was auch mit Rücksicht auf ihn geschah, daß der eine derselben, welcher sich schon früher in Jena habilitirt hatte, dort noch von 1833 bis 1836 als Professor der Theologie angestellt wurde.

Dies erinnert auch an sein häusliches Leben in dieser ganzen Zeit. **) Es war und blieb herrnhutische Einfachheit, herrnhutische Reinheit, Heiterkeit und Zufriedenheit darin der Grundton, wie es dem Sinne der beiden Herrnhuterinnen, welche darin walteten, Eleonore und Fries' Schwester Elise, ebenso wie seinem eigenen gemäß war. Fries widmete dem Leben in seinem Hause und dabei dem Verkehr mit den beiden Frauen und mit seinen Töchtern mehr Zeit, als man nach

*) M. J. Schleiden, Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik (1842), S. 6. Derselbe in der Schrift Schelling's und Hegel's Verhältniß zur Naturwissenschaft (1844), S. 9, 21 und in dem trefflichen Aufsätze J. F. Fries, der Philosoph der Naturforscher, in Westermann's Monatsheften, Bd. 11, Nr. 9, Juni 1857, S. 264—278.

**) Fries' Wohnung in Jena war von 1816 bis 1821 das jetzige Frommann'sche Haus auf dem Markte, dann bis zum Herbst 1826 das jetzige Auditorienhaus am Graben, die sogenannte Bucherei, in den letzten 17 Jahren das Ruben'sche Haus in der Leutragasse. (27. Aug. 1866).

der Menge seiner Schriften und seiner Vorlesungen erwarten möchte. Sogleich zuerst früh morgens, dann mittags und fast ohne jede Ausnahme abends von 8 Uhr an war er in seiner Familie; „öffentliches geselliges Leben, Wirthshausleben“, sagt er einmal, „existirte für mich gar nicht“, und fast ebenso wenig sonstige Geselligkeit außer dem Hause. Seine Gesundheit forderte auch noch täglich viel Spazierengehen und viel Zeit weniger zum Schlaf als zum nächtlichen Ausruhen, denn fast in allen mittlern Stunden der Nacht war er schlaflos, that aber gerade in dieser Zeit das meiste für die Meditation aller seiner Arbeiten. In seiner Kinderzucht befriedigte ihn die seiner Töchter mehr als die seiner Söhne, und dies Urtheil hing zusammen mit dem, wozu er sich auch bekennt, mit seinem „Haß von Ostentation, Kleiderputz, häuslicher Musik, häuslichem Gelehrthum und Geschmacksaffectiren mit breiter, süßer, theilnehmender Rede“. „Nie“, sagt er, „hat mir im Leben auch nur auf einen Augenblick eine meiner Töchter einen Verdruß gemacht. So unvollkommen der Unterricht war, den ich ihnen geben zu lassen vermochte, in der Einsamkeit unsers Hauses und der Unsicherheit der Studentenumgebung gelang doch ihre Erziehung in aller Weise; sie sind treue, sorgsame, kluge, in der Gesellschaft ehrenvoll anerkannte Hausfrauen geworden, deren Sorge und Freude die Liebe ihrer Männer und die Pflege fröhlicher hoffnungsvoller Kinder wurde.“ „Die Rehrseite zeigt dagegen unser Familienleben bei dem Aufwachsen unserer drei hoffnungsvollen Söhne. Hier trafen mich sehr herbe die Folgen meines politischen Misgeschicks und ich weiß nicht, welches grenzenlosen Ungeschicks für die Erziehung der Jungen, deren Vertrauen ich bei aller Liebe und Vorsorge für sie nie erhalten habe. Es gab damals in Jena keine feste Ordnung der Schule und ich wußte mir für mich nicht zu helfen, was mir durch die Verminderung unserer Einnahme und die Unsicherheit meiner Stellung auch sehr erschwert wurde.“ Sind hier auch die Vorwürfe zu streng, welche er sich selbst macht, so mag es doch richtig sein, daß bei der Anspruchslosigkeit, mit welcher Fries ohne Geltendmachen von Autorität auch seinen Kindern entgegentrat, und bei der Rückhaltlosigkeit, mit welcher er oft auch vor ihnen mit seiner Schwester über ihr herrnhutisches Christenthum wie über eine Schwachheit fast nur spielend rebete und scherzte, gerade seine Söhne nicht genug hingewiesen wurden auf etwas, vor dem sie sich hätten beugen sollen und woran sie Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe hätten lernen können.

Fries' Art zu studiren und besonders die soeben erwähnte Art, wie er fortwährend die meiste Zeit der Nacht schlaflos in anhaltendem

Nachdenken zubrachte, erhielt den größten Einfluß auf alle seine Arbeiten und selbst auf deren Darstellung. Wie er sich schon als Schüler, eingeschlossen in die herrnhutische Krankenstube, an die einsame Meditation ohne zu schreiben in einer für sein damaliges Alter fast abnormen Weise hatte gewöhnen lernen, wie es ihm von dorthier eigen und geläufig blieb, mit seinen Aufgaben fertig zu werden, ehe er ein Wort darüber aufzeichnete, so begleitete ihn diese Gewohnheit nun auch schützend und ergiebig in diese seine habituelle Schlaflosigkeit. In diesen langen Stunden durchdachte und erwog er alles tausendfach hin und her und immer wieder, und beendigte hier eigentlich die ganze Arbeit für seine größten wissenschaftlichen Unternehmungen, beendigte sie dergestalt, daß, wie es ihm auch von der Mathematik her Bedürfnis war, nichts Einzelnes mehr losgerissen und in seinem Verhältniß zum Ganzen unbestimmt blieb und daß so sein ganzer Gedankenkreis die Einheit und Unzertrennlichkeit, die systematische Durchführung und Vollendung erhielt, in welcher wenigstens er selbst, nachdem er diese Stufe erreicht, nichts mehr daran zu ändern vermochte. Die Folge hiervon war auch, daß nichts in Fries' Lehre vom Ausdruck abhängig und daran gebunden, nichts bloß Worterklärung, auch nichts Bonmot und Geistreichigkeit oder gar großthuende Unklarheit und Mystification war, sondern alles war mit dem gewissenhaften Ernst der Wahrhaftigkeit und mit der Strenge des durch keinerlei sinnreiches Spiel sondern erst durch erreichte eigentliche Einsicht befriedigten Mathematikers sachlich bestimmt, und zwar durch eine bis zur höchsten Virtuosität gebrachte Leichtigkeit und Ausdauer der Meditation auch für die schwersten Fragen, sodaß, wenn in diesen Dingen eine Autorität des Sachkundigen und in höherm Grade Experten gelten könnte, hier die Superiorität eines solchen vor dem Dreinreden zahlloser nicht so gut geschulter Dilettanten anerkannt werden mußte. Die Folge war außerdem, daß Fries der ganze Ertrag aller seiner philosophischen Forschungen stets als eine gewonnene Einsicht vollkommen gegenwärtig und zur Verfügung war, und daß die Mittheilung dieser Einsicht, trotzdem daß diese selbst für ihn fertig und abgeschlossen war wie ein mathematischer Satz, dennoch, wie die Mittheilung eines solchen, durchaus nicht an bestimmte Ausdrücke gebunden in fester sich wiederholender Form erfolgte, sondern daß er für jeden einzelnen Fall der Lehrmittheilung immer neue Ausdrucksweisen suchen und finden und dadurch den freilich für ihn selbst festen Stoff seines Systems immer wieder in neuen Formen vorführen und dadurch beleben konnte. Dies hatte eine ungleiche Wirkung, nämlich eine andere für sein mündliches Lehren im

Collegio wie im Gespräch, und eine andere für seine Schriften. In seinen akademischen Vorträgen war in den spätern Jahren die anfangs von ihm selbst beklagte Unbeholfenheit, hier vorzüglich eine Wirkung seiner natürlichen Schüchternheit, vor der vollkommenen Leichtigkeit und Herrschaft über den Gegenstand gewichen; ein Rest von Befangenheit zeigte sich dort etwa nur noch in einem Blättern in Festsen, von welchen er aber geständig war sie niemals mehr zu gebrauchen und sie nur der Sitte gemäß mitzubringen; was er vortrug, war stets eine andere Behandlung des alten Stoffes, stets der Form nach eine ganz neue freie Production, welche aber freilich, weil sie rasch und mit einer pausenlosen Continuität entstand und ebenso und dabei ohne Pathos eintönig vorüberfloß, es den meisten Zuhörern durchaus nicht leicht machte, aber für die aus seinen Schriften schon Vorbereiteten desto belehrender war. Noch anziehender war oft sein Privatgespräch über philosophische Fragen, und so bereit war er jederzeit, hier mit besonderer Freude und Heiterkeit auf jede einzugehen, daß es immer nur peinliche Pausen gab, wenn Schüler, welche ihn besuchten oder mit ihm spazieren gingen, ihn nichts Derartiges zu fragen hatten, da er mit ihnen über Trivialitäten zu conversiren gar nicht vermochte, und da ihm, auch wenn er es vermocht hätte, die Verührung mit ihnen dazu viel zu ernst war. Mit seinem Briefwechsel hielt er es ebenso. „Nun, lieber Schleiden“, schreibt er diesem einmal, „haben Sie den rechten Ton getroffen, mich zum Antworten zu bewegen. Der liebste und freundlichste Brief, auf den ich nur «ich danke» und «ich freue mich» zu erwidern habe, bleibt leicht bei mir unerwiedert liegen, so oft ich auch erwidern will. Wer mir aber Fragen stellt, und besonders wissenschaftliche, der bewegt mich bald zum Schreiben.“

Seine Schriften aber, besonders die aus seinen letzten Jahren, litten ein wenig unter der zu großen Herrschaft über den gleichen Stoff seines Systems, welche er zunehmend gewonnen hatte, und unter der Gewöhnung bloß an das Durchdenken oder Durchsprechen ohne Feder und Papier. Als Mathematiker der Methode nach auch in der Philosophie nur auf die Einsicht erpicht und in die Sachen vertieft mit einer Intensität, daß er von sich bezeugte, mathematische Arbeiten, schwere Rechnungen u. dgl. würden ihm leichter, war er wesentlich unrhethorisch und eigentlich unfähig, auf bloßen Schmuck der Darstellung eine eigene vom Inhalt losgerissene Mühe zu verwenden; es mislang ihm, wenn er es dennoch bisweilen versuchte, wie z. B. in den Reden und Flugblättern aus der Zeit des Wartburgsfestes; er jagt selbst einmal: „ich fühlte mich gehemmt durch den großen Mangel

an dichterischem Vermögen und an Beredsamkeit, war aber mit meinem Geschmack sehr wohl zufrieden, obgleich ich ihm bisweilen im Bestreben zu größerer Lebendigkeit zu gelangen untreu wurde.“ Aber weil er alles vorher im Kopfe ganz fertig machte, so wurde nun besonders in der letzten Zeit sein Aufschreiben seiner Bücher mehr nur wie ein historisches und dabei im Uebermaß der Geläufigkeit eilfertiges Hinwerfen des oft Gedachten und Besprochenen; dabei aber konnte es begegnen, daß das Wichtigste nicht nur nicht nachdrucksvoll genug vor dem übrigen hervorgehoben wurde, sondern sogar als selbstverständlich und überall hinzugebacht zu kurz kam und halb oder ganz weggelassen wurde. Er erkennt selbst einmal in einer Vorrede vom Jahre 1828 diese Gefahr für die Darstellung, „sobald dem Untersuchenden der Ueberblick des Ganzen und die Verbindung der Theile untereinander so geläufig geworden sind, daß er sie und die daraus fließenden Folgerungen leicht zu früh als auch dem Leser schon bekannt und von ihm zugestanden voraussetzt.“

9. Schriften aus den Jahren 1828—32: Oppositionsschrift, Kritik 2. Auflage, Religionsphilosophie und Aesthetik.

Auch in diese spätern Jahre gehört noch eine ziemliche Anzahl literarischer Arbeiten von Fries. Im Jahre 1828 ließ er sich von seinem Schüler Dr. Heinrich Schmid und von einem Licentiaten Wilhelm Schröter, welcher eine Zeit lang ein theologisches Oppositionsblatt herausgegeben hatte, bestimmen, an der Redaction einer Zeitschrift theilzunehmen, welche nun unter dem Namen: „Oppositionsschrift für Theologie und Philosophie“ bis 1831 in zehn Hefen erschien. Die Beiträge, welche Fries selbst dazu lieferte, waren, außer drei kurzen Recensionen und einigen Bemerkungen gegen Schleiermacher's Sendschreiben an Lücke und gegen Pohl, nur drei Abhandlungen: Bemerkungen über Aristoteles' Religionsphilosophie, Wichtigkeit der Hegel'schen Dialektik, über den Glauben und die Ideen vom Guten und Bösen in Beziehung auf die Lehren des Apostels Paulus. Der erste dieser Aufsätze ist ein Vorläufer von Fries' Geschichte der Philosophie, denn er gibt die Unterscheidung an, welche ihm bei geschichtlicher Auffassung

und Würdigung jedes Philosophen unentbehrlich schien, nämlich zwischen seiner Lebens- und Weltansicht, wie sie ihm durch das Leben in seinem Volk und Zeitalter zutheil wird, und der wissenschaftlichen Technik und Dialektik, durch welche er diese seine Grundansicht rechtfertigt; jene kann groß und schön und dabei vielen gemeinsam sein und daneben kann doch die Dialektik zur Vertheidigung derselben falsch sein; so war Plato's Ideenlehre eine verfehlte Rechtfertigung und Deutung seiner richtigen und großartigen Anerkennung des zum menschlichen Geiste gehörenden Gegensatzes zwischen endlicher und ewiger Wahrheit; so war Aristoteles schwächer in dieser Anerkennung, wenn auch sonst in der Grundansicht weithin mit Plato einig, aber richtig erkannte er nur Einzelwesen als Wesen an, und befreite dadurch das Philosophem von dem dialektischen Fehler Plato's, von der von diesem vorausgesetzten Wesenheit des Allgemeinen.

Die zweite Abhandlung ist der Ausdruck des Widerwillens, welcher durch Hegel's Weise erregt werden mußte, wo so besonnen auf Grund einer so sorgfältig durchgebildeten Erkenntnißlehre, wie nach Kant's Vorgange bei Fries, in unserer natürlichen Erkenntniß der nur durch die Erfahrung zu liefernde Stoff von den darauf angewandten Denkformen unterschieden und die Leerheit der letzteren nachgewiesen war. „Hegel hat die Fichte'sche Dialektik wieder zu einem solchen mühseligen Philosophem verarbeitet, wie alle diejenigen sind, welche Kant dogmatische Metaphysik nannte, und deren Untauglichkeit er so klar nachgewiesen hat, zu einem Philosophem, in welchem man die höhere die Erfahrung überbietende Weisheit dadurch zu erreichen hofft, daß man nur in reinen logischen Formen und reinen Kategorien von den Dingen redet“; Hegel „deutet nicht“, wie Plato, Aristoteles und Kant, „Leben und Erfahrung durch seine Dialektik, sondern er setzt die letztere selbst an die Stelle des Lebens und der Erfahrung“, erträglicher in der praktischen Philosophie, wo die zwischen die anderswoher bekannten Wahrheiten „gestellten Formeln bloß beschwerlich sind, nichts zur Sache thun und jeder beliebigen Meinung Platz lassen“; unbesonnenes Unternehmen der neuern mathematischen Naturwissenschaft gegenüber, eine Welt aus lauter ausgeblasenen dialektischen Eierschalen aufbauen zu wollen“, und nur geeignet, „nochmals unser deutsches Philosophiren vor der gelehrten Welt lächerlich zu machen“. „Da Hegel“, schreibt er an H. Schleiden, „in der Geschichte der Philosophie und der Menschheit nicht sucht was Menschen dachten und thaten, denken und thun sollten, sondern nur wie Gott wurde und wird, so kann er sich nie wahrhaft über leere Tautologien erheben.“

Die dritte Abhandlung erfreut sich der weitgehenden Uebereinstimmung zwischen der von Paulus und im Hebräerbrieft geforderten Erhebung des Glaubens an das Unsichtbare über das Stückwerk des Wissens irdischer Dinge mit Fries' Anerkennung, daß dieser Gegensatz zum menschlichen Geiste selbst gehöre, und zwar nicht so, daß Glauben und Wissen darin nur verschiedene Stufen der Deutlichkeit derselbigen Erkenntniß seien, sondern so, daß der Glaube sich der sinnlich beschränkten und vermittelten Naturerkenntniß überhaupt als ein Vertrauen auf das nicht in diese fallende Unsichtbare und Göttliche, auf das wahre Wesen der Dinge, entgegensetzt. In der unpaulinischen Verkennung dieses Wesens des Glaubens, als sei er nicht selbst etwas zum Wesen des menschlichen Geistes Gehörendes, sondern Festhalten von Ueberlieferung gegen diesen, findet Fries den Grund der „ganz unbiblischen Gefangennehmung der Vernunft unter den Glauben“ und der Uebertreibung der Trennung von Theologie und Philosophie; andererseits in dem Streite des Materialismus gegen die Religion eine entgegengesetzte Einseitigkeit und ein Zuweitgehen durch Verkennung der Rechte des Glaubens selbst. Es bedarf eines Wissens vom Glauben, d. h. einer psychologischen Erkenntniß davon, was für ein Organ der Glaube im menschlichen Geiste sei und in welchem Verhältniß dort zu einer andern Erkenntnißweise desselben; aber nicht kann und soll der Glaube in diese, in das Wissen verwandelt werden. Der Gegensatz zwischen endlicher und ewiger Wahrheit dient ihm hier auch zur Bestimmung des Verhältnisses zwischen Prädestination und Willensfreiheit, welche Fries bei Paulus auch beide nebeneinander festgehalten findet. In der Zeitlichkeit ist alles prädestinirt, also auch jeder Erfolg nur Gnade Gottes. Hingegen nach der ewigen Wahrheit ist der Wille frei und der Mensch muß sich selbst seine That zuschreiben. Aber darauf, daß keiner sich hier ganz befriedigen wird, beruht das gleiche Gefühl der allgemeinen Sündhaftigkeit. Auch Schüler von Fries, wie H. Schmid, R. Scheidler, L. Röddiger, lieferten in seinem Sinne Beiträge in diese Zeitschrift; aber ein allgemeines Interesse für Fries' Lehre vermochten sie doch, besonders unter den Theologen, nicht zu erregen, auf welche doch bei Anwendung und darum Ausbreitung einer Philosophie in Deutschland immer am meisten ankommt, und bei welchen schon damals das auf Hegelianismus oder rationalistischen Eklekticismus reducirte philosophische Interesse vor dem erneuten Fleiß für die historischen und kritischen Fragen immer mehr zurücktrat. Die Oppositionsschrift hörte mit dem ersten Hefte ihres vierten Bandes im Jahre 1831, dem Todesjahr Hegel's, wieder auf.

Noch für eine andere Zeitschrift, für den *Hermes* des ihm befreundeten Staatsrechtslehrers R. E. Schmid in Jena, lieferte Fries in demselben Jahre 1831 einen Aufsatz, mit welchem diese Zeitschrift wie mit einem Satyrspiele überhaupt beschloffen wurde, nämlich eine sehr heitere Beurtheilung von Justinus Kerner's *Seherin von Prevorst*, deren Visionen Fries der Naturforscher nun einmal keine andere als eine komische Seite abzugewinnen vermochte.

Schon im Jahre 1828 hatte Fries auch angefangen eine zweite Ausgabe seiner Kritik der Vernunft erscheinen zu lassen, und zwar den ersten Theil fast ganz unverändert so, wie er ihn zwanzig Jahre vorher zuerst gegeben hatte nach einer Warnung Jacobi's, nicht die Geschichte des eigenen Geistes durch spätere Umgestaltung früherer Untersuchungen zu verfälschen, doch hier und da mit Ergänzungen und mit einer Vorrede, in welcher er in seltener Kürze eine Würdigung seiner eigenen Leistungen und besonders seines Verhältnisses zu Kant zusammenfaßt; zurückzunehmen, versichert er einfach, hatte er in seinen Untersuchungen nichts. *) Beim zweiten Theile, dessen zweite Auflage erst 1831 mit dem dritten nachfolgte, hat er etwas mehr Aenderungen nöthig gefunden, um diese zu seinem System der Metaphysik in das rechte Verhältniß zu setzen, welches er für jede philosophische Untersuchung zwischen der vorbereitenden, die Grundgedanken deducirenden Kritik und dem diese anwendenden System fordert. Im dritten Theile hatte er wieder alles unverändert gelassen, aber hier, weil er sonst wesentlich hätte ändern müssen, und weil er, statt dieses zu thun, einer künftigen Darstellung der Religionsphilosophie lieber die nöthigen Aenderungen hatte vorbehalten wollen.

Diese letzte Aufgabe suchte Fries im nächsten Jahre 1832 durch sein „Handbuch der Religionsphilosophie und philosophischen Aesthetik“ zu lösen. Nach seiner Haupteintheilung der Philosophie gehört diese zur praktischen; „die praktische Philosophie oder die Lehre vom Werth und Zweck des menschlichen Lebens und der Welt steht nämlich als zweiter Theil im ganzen System der Philosophie neben der speculativen Philosophie, deren Gegenstand die Gesetze von der Einheit im Dasein der Dinge sind“, und ihre beiden Theile sind dann wieder die Ethik oder praktische Naturlehre, Lehre vom Werth und Zweck menschlicher Handlungen, angewandt auf das innere geistige Leben des einzelnen

*) Wie von der ersten Auflage (s. oben S. 121), so gab Fries auch vom ersten Band der zweiten eine Selbstrecension in der von ihm mitredigirten *Oppositionsschrift*, 1829, II, 1, 131–138.

Menschen in der Tugendlehre und auf die äußern geselligen Verhältnisse in der Politik, und dann zweitens die Religionsphilosophie oder praktische Ideenlehre, Lehre vom Zweck der Welt. Was der menschliche Geist über Zweck des Lebens und der Welt vermag, muß sich ihm nach Fries in den unmittelbaren erlebten und nicht abgeleiteten Aussagen kundthun, für welche Fries den oft missverstandenen Ausdruck Gefühl gebraucht hat; beide, sittliches und religiöses Gefühl, oder Gewissen und Glauben, bedürfen dabei auch der Hülfe einer wissenschaftlichen Ausbildung. Aber „die Ueberzeugungen des Gewissens können selbst wissenschaftlich ausgebildet werden“; „alle Forderungen des Charakters und der Pflicht lassen sich aus dem einen Grundgedanken der Selbstständigkeit des Geistes ableiten“. Dagegen der Glaube läßt sich selbst nicht in eine Wissenschaft entfalten oder verwandeln, nur von dem Glauben gibt es eine Wissenschaft, die Religionslehre; der wissenschaftliche Verstand verwandelt hier nicht den Glauben in Wissen, sondern er nimmt sich den lebendigen Glauben des Menschen nur zum Gegenstand seiner Betrachtung, will die glaubende Vernunft zur Selbsterkenntniß führen und ihr zeigen wie der Glaube dem vernünftigen Geistesleben eingeboren sei. „Es gibt eine Wissenschaft von der religiösen Ueberzeugung, deren Gegenstand diese ist; aber es gibt keine Wissenschaft aus ihr, deren Inhalt sie sein sollte, denn Ideen lassen keine wissenschaftliche Entwicklung zu.“ Doch „der ethische Grundgedanke der Selbstständigkeit des Geistes bleibt auch hier der erste und entscheidende, ohne welchen auch die religiöse Ueberzeugung keine Klarheit bekommt“. Denn „das höchste Gut, welches wir zu begreifen vermögen, ist die Würde des sittlichen Charakters und die Reinheit der Seele in ihm, die höchste Schönheit ist uns die geistige Schönheit im Menschenleben. Wenn wir nun unsere Gedanken höher erheben zur Gottheit, so werden wir die heilige Allmacht nur gleichsam im Bilde ewige Gerechtigkeit und ewige Liebe nennen, indem wir das menschlich edelste bis zu der uns unbegreiflichen Vollendung gesteigert denken“. Während dieser Gedanke dienen soll eine Verbindung zwischen Ethik und Religionsphilosophie zu vermitteln, verbindet Fries die letztere mit der Aesthetik noch enger durch die Voraussetzung, daß alle Schönheit Erscheinung des wahren Wesens der Dinge ist: „von den leichtesten Spielen des Schönheitsgefühls bis zum höchsten Ernst der Ideale für die Dichtkunst waltet in alle diesem das gleiche Princip der Ahnung ewiger Ideen.“ In der Art, wie dies nun weiter durchzuführen versucht ist, hat sich Fries selbst wenig genügt; er klagt gegen De Wette bei Uebersendung des Buchs: „die Magerkeit des Werks

wird wol zum Theil davon herrühren, daß ich Professor der Physik bin“, und wirklich scheint ihm hier alles, was über die alten auch hier recapitulirten Grundlagen des Gegensatzes von Wissen und Glauben hinausgeht, weniger gelungen und manches, besonders manche Einteilung, beliebig angelegt, manche Ausführung unerschöpfend und unbelehrend geblieben zu sein.

So läßt diese Schrift denn auch darüber noch manche Ungewißheit übrig, inwieweit Fries habe billigen und sich aneignen können, was von De Wette zur Vermittelung seiner Philosophie mit dem historischen Christenthum geleistet war. Fries' Zustimmung scheint hier durchaus nicht unbedingt gewesen zu sein. In früherer Zeit, kurz nachdem ihm De Wette seine Sittenlehre gewidmet hatte, spricht er sich über diese gegen Reichel einmal so aus: „Dem De Wette schwebte eine sehr schöne Idee einer mythischen christlichen Sittenlehre vor. Christus der Gottessohn ist mit seinem heiligen Leben dem Christen zum Vorbild gegeben, dem wir in frommer Demuth unser Leben annähern sollen. In der Wirklichkeit dieses heiligen Lebens liegt uns der Glaubensgrund an Versöhnung und Erlösung. Für diesen Glauben, diese Liebe, diese Hoffnung tritt die christliche Gesellschaft in ihre sittliche Gemeinschaft und diese wäre nun Pflicht und Tugend zu nennen. Ich meine aber, wenn dies ganz ansprechend hätte ausgeführt werden sollen, hätte der Mythos vom heiligen Gottessohn als solcher anerkannt und ohne alle Dogmatik angenommen werden sollen. Mir gefällt De Wette's Ausführung durchaus, und ich bin stolz auf diese Nachweisung der genauen Uebereinstimmung meines ethischen Systems mit den christlichen Lehren, ausgenommen in der Lehre von der christlichen Offenbarung. Meiner Meinung nach hätte das Ideal des heiligen Gottessohns bloß ästhetisch behandelt, schön und erhaben dargestellt werden und der Dogmatismus über seine Möglichkeit in der Zeit weggelassen werden sollen. Anstatt dessen hat De Wette dieses Ideal als dogmatisches Symbol des Gottmenschen behandelt und sich dann mit dieser Menschheit, die unmöglich Heiligkeit sein kann, und der göttlichen Heiligkeit, die unmöglich Menschheit sein kann, in unauf löbliche Widersprüche verwickelt. Ueberhaupt stört uns Herrnhuter an De Wette, daß er sich eben überhaupt nur für die kirchliche Dogmatik, das Widerspiel der Aesthetik, interessieren kann.“ Viel später, im Frühjahr 1834, schreibt er einmal an Apelt: „unsere höchste Aufgabe ist die Liebe zur Schönheit der Seele zu wecken, die in Tapferkeit, Mäßigung, Weisheit und jener Ueberzeugungstreue lebt, welche die wahre Frömmigkeit ist. Damit stehen wir aber im Streit mit den Rationalisten, weil diese nur dürre Formeln sittlicher

Gebote und keine lebendige Kraft kennen, und noch schlimmer mit den Mystikern und sogenannten Frommen. Diesen letzten Gegensatz meine ich noch nicht scharf genug hervorgehoben zu haben; er ist im Stolz aller dieser Religionsleute eigentlich nur durch jenen neoplatonischen Gegensatz der niedern und höhern Tugend herbeigeführt. Die Schönheit der Seele in aller Kraft, Weisheit und Liebe ist diesem Aberglauben zu gering, und darüber erheben sie ein phantastisches an Gott Denken als das allein Höhere der wahren Frömmigkeit. Dieser Fehler scheint mir unsern biblischen Theologen jetzt wieder immer allgemeiner zu werden; er gewährt den Predigern viele Vortheile über den Rationalismus der vorübergehenden Zeit, aber er wird die sittliche Kraft des Lebens nur wieder in Aberglauben einschlafen lassen; diesem Abgrunde scheint mir der Gedanke unserer Zeit entgegenzuweichen.“ Noch mehr klagt er um dieselbe Zeit über die Erziehung der neuen Generation der Theologen; „die müssen“, schreibt er 1833 an H. Schleiden, „all das dumme Zeug auswendig lernen, was unwissende und parteiisch erbohte Leute früher über die Glaubenslehre gesagt haben, hingegen nach Kenntniß von Natur und Leben, nach hellem philosophischen eigenen Urtheil wird gar nicht gefragt, und das Innewerden der hohen Würde ihres Berufs wird dem guten Glücke überlassen.“

10. Prorektorat in Jena und weitere Erlebnisse seit 1833.

Es vergingen nun zunächst vier ruhige Jahre von 1832 bis 1837, in welchen keine neue größere Schrift von Fries hinzukam. Im Herbst 1832 wurde er zum Prorektor gewählt, und trat dies Amt an mit einer Rede zur Vertheidigung der Lehr- und Lernfreiheit gegen die Bedenken, welche gerade damals auf dem badischen Landtage in der Weise erhoben waren, daß hier auch den Universitäten gegenüber allgemeine Gleichheit vor dem Gesetz und darum Aufhebung akademischer Privilegien, besonderer Gerichtsbarkeit u. dgl. als veraltete Ueberreste von Standesvorrechten, welche hier größtentheils im Interesse der Hierarchie gegeben seien, gefordert war. Das waren also andere Angriffe als jener durch Rozebue und Stourdza angeregte „kleine Krieg müßiger Leute, der uns so lange neckte, der zwar nur einzelnen schadete,

aber leider doch eine Zeit lang das öffentliche Urtheil über den Geist des akademischen Lebens verfälschte". Hier vielmehr wurde nicht, wie damals, weniger, sondern mehr Freiheit gefordert; die Vorrechte der Universitäten, welche „durch den Corporationsgeist der frühern Zeit im Interesse der Hierarchie entstanden seien, hieß es, seien dem freien Geiste unserer Zeit nicht mehr entsprechend, und so müßten sie sammt der ganzen akademischen Jurisdiction wegfallen; „jeder der wolle, müsse ohne Einschreibung am Unterricht theilnehmen dürfen, niemand über das, was er lernen wolle, einer Controle unterworfen werden". Doch auch gegen dieses Proclamiren völliger Gesetzlosigkeit findet Fries gerade zum Schutz von Lehr- und Lernfreiheit auch die Erhaltung einer „vermittelnd zwischen die väterliche und vormundschaftliche Fürsorge eintretenden Disciplinargerichtsverfassung" erforderlich. Er erkennt und beklagt freilich den Müßiggang vieler Studirenden nach dem Schulzwang; „der Langeweile, die dieser Unfleiß bringt, haben wir fast alles, was uns stört, zur Last zu legen, besonders auch das leidige Spiel mit den Klingen, in welchem anstatt einer gesunden Leibesübung jene streitsüchtige Unterhaltung gesucht wird, die uns leider noch so manchemal stört und betrübt". Fries will dagegen nicht polizeiliche Verfügungen anrufen sehen, sondern nur mit Vertrauen den guten Muth und den heitern Sinn der Studirenden, welcher jedem „die Idee gegenwärtig halten soll, daß er dereinst in unserm Volke mit tüchtiger Kraft in den Reihen der wissenschaftlich Gebildeten seine Stellung nehmen wolle, geführt von der Liebe zur Wahrheit und Weisheit". Er gibt zu: „sollte dieser Muth und diese Liebe aus unserer Gesellschaft schwinden, ja dann fort mit allen Phantasien von akademischer Freiheit, dann müßten Schulzwang und Handwerk helfen soweit sie eben könnten." Aber er vertraut darauf. „Das Wesen der Institutionen besteht in der wissenschaftlichen Selbständigkeit und Unverantwortlichkeit des Lehrervereins. Dagegen haben die Freunde der Bureaukratie und der Concentration der ganzen Staatsverwaltung auf Einen Mittelpunkt behauptet, daß unsere Hochschulen nur Corporationen mit angemessenen Privilegien seien und daß unter der höchsten Aufsicht jeder nur nach Vorschrift zu lehren und zu lernen habe. Wir aber sagen dagegen: niemand soll befehlen, daß er weiser sei als alle andern; vielmehr soll ein selbständiger unantastbarer Dienst der Wahrheit und Weisheit anerkannt bleiben. Jene wollen den großen Tempel der alma mater niederreißen und aus den Trümmern einzelne Fabrikgebäude aufführen." Aber dafür, daß jener Dienst und seine Freiheit nicht werde gestört werden, „weist er freudig auf den Ausspruch des

Vertrauens hin, welchen unser verehrter Großherzog uns noch in diesen Tagen öffentlich gegeben hat. Vertrauen aber weckt Ergebenheit“.

Fries' Prorektorat verlief auch im übrigen glücklich; er rühmt gegen De Wette „ich habe noch eine entschiedene Liebe eines großen Theils der Studenten für mich“, wenn er auch hinzufügen muß „aber mein philosophisches Lehren ist ein ärmliches Ding“. Aber gerade im Anfang des Jahres 1833, wo das Prorektorat zu Ende ging, kam es in Jena zu so heftigen Streitigkeiten zwischen den beiden Parteien von Studirenden, in welche die Burschenschaft zerfallen war, zwischen Arminen und Germanen, daß die Schlägereien zuletzt nur durch eine am 23. Jan. 1833 von Weimar dazu abgesandte Abtheilung Soldaten zu beendigen waren. *) Doch daran war weder Fries' Verwaltung Schuld, noch wurde er dadurch beunruhigt, da er gerade um dieselbe Zeit in eine sehr schwere Krankheit verfiel, welche ihm alle Geschäfte fern zu halten gebot. Erst am 11. Februar schreibt er einem vertrauten Schüler, „er fange wieder an, von einer todrohenden Krankheit zu erwachen, er erhole sich langsam davon; es war mir eigen zu Muth, friedlich aber doch wehmüthig, da ich in meinen Phantasien vom Erdenleben schon Abschied genommen hatte“.

Doch nun folgten friedlichere Jahre für ihn. Die Heirathen seiner Töchter, von denen die eine in Jena blieb, die Geburten seiner Enkel machten ihm große Freude; es fehlte hier freilich auch nicht an Schmerzen und schweren Sorgen; im Frühjahr 1835 starben seiner jüngsten Tochter in wenig Wochen ihre drei Kinder; sein sehr fähiger ältester Sohn war bei seiner „Wandersucht“ nicht beim Studiren festzuhalten, der Vater erlaubte ihm 1833 als Soldat nach Griechenland zu gehen, und als dies 1834 mißlungen war, 1835 nach Petersburg überzusiedeln, wo Fries' Schwager, W. Erdmann, damals als russischer General lebte; „die Blüte meines Lebens“, schreibt Fries um diese Zeit hier zu streng bloß gegen sich selbst, „ist geknickt durch meine eigene unbegreifliche Verblendung.“ Doch seine Anspruchslosigkeit und leichte Ergebung in jede Gegenwart erleichterte ihm diese Sorgen; er schreibt einmal von sich: „Ärger und Neue habe ich nicht durch Selbstgefälligkeit überwunden, sondern durch ein leichtsinniges wenig hoffendes, nichts fürchtendes Temperament; ich habe guten Muthes die Vorsehung über mich walten lassen, ohne sie zu schelten, aber auch ohne sie groß zu loben, denn ich war weder mit mir selbst noch mit meinem

*) Ueber diese Studentenunruhen s. R. und R. Keil, Geschichte des jenaischen Studentenlebens, S. 540 fg.

Schicksal übermäßig zufrieden.“ Zur Erheiterung gereichten ihm auch die Vorträge über Astronomie, Physik und selbst über Fragen der praktischen Philosophie, welche er in dieser Zeit wiederholt vor Frauen hielt; im Jahre 1833 und 1834 hatte die verwitwete Erbgroßherzogin Auguste von Mecklenburg-Schwerin mit ihrer hochbegabten Stieftochter Helene, der Enkelin des Großherzogs Karl August, welche bald nachher als Herzogin von Orleans an den ältesten Sohn König Ludwig Philipp's verheirathet wurde, in Jena ihren Aufenthalt genommen, und die rasilose Wißbegier dieser beiden Frauen beflügelte dann auch die der übrigen jenaischen Damen, und fesselte sie stärker an Fries' nicht immer populäre Vorlesungen. Auch seine Collegia liebt er, wie er im Herbst 1834 schreibt, „nach jetziger Weise vor hinlänglich vielen, die auch regelmäßig kommen, aber an solchen fehlt es mir sehr, die mehr mit den Sachen umgehen und außer den Stunden mit mir verkehren; dies läßt mich wenig von der nächsten Zukunft hoffen“; diese Klagen nehmen zu: „das Wichtigste, welches mir fehlte“, schreibt er 1836 nach seinem Geburtstage, „war das helle, geistige Leben zwischen mir und meinen jüngern Freunden.“ In seinem geselligen Verkehr wurden ihm jetzt die Abende eine Freude, an welchen er mit Göttling, C. Schwarz und einem seiner Schwiegersöhne, sowie mit dem württembergischen Minister R. A. v. Wangenheim, als dieser sich während der Studienzeit seines Sohnes in Jena mit angesiedelt hatte, regelmäßig zusammen sein und mit ihnen Plato und neuere philosophische Schriften zusammen lesen und sich über die letzteren scharf aussprechen konnte. Mit der übrigen Geselligkeit Jenas hatte er wenig zu theilen; bei seiner herrnhutischen Einfachheit war er, wie er einmal sagt, „der Laune der Ostentation bei den sogenannten Gebildeten vielleicht zu sehr feind, dem französischen, englischen, italienischen Fühlen deutscher Mädchen, dieser geflickten Stubenmusik, Malerei u. s. w.“; namentlich in der Musik hatte er zwar reichlich die theoretischen Kenntnisse, welche Physik und Mathematik dafür gewähren können, aber sonst ebenso wenig irgendeine Praxis, wie in der Kriegskunst, welche ihm auch stets theoretisch so lebhaft interessirte und beschäftigte. Aber das vertrauliche Gespräch mit einzelnen geist- und gemüthvollen Frauen war ihm ein unentbehrliches Lebenselement; die Frau seines Freundes und Kollegen F. G. Schulze besuchte er an ihrem Krankenlager viele Jahre hindurch jeden Morgen; bei Frau v. Wolzogen, der Schwägerin Schiller's, brachte er jahrelang jeden Dienstag Abend zu; ihr dedicirte er 1833 die zweite Auflage seiner populären Vorlesungen über Sternkunde, welche A. v. Humboldt in einem Briefe an Frau

v. Wolzogen als eine „auch nach Erscheinung von Herschel's treatise of astronomy sehr gelungene“ nennt und dabei hinzusetzt: „Fries ist in seiner mathematisch-philosophischen Richtung eine Wohlthat für Deutschland, die nicht genug anerkannt werden kann.“ Auch fast alljährlich erfrischte Fries sich durch Ferienreisen, 1833 nach Dresden, nach Halle und Helmstädt, Wolfenbüttel und Marburg zu seinen Kindern; im Frühjahr 1836 „war er ein paar Tage in Göttingen, vorzüglich um Gauß' und Weber's mathematische Apparate kennen zu lernen“; Gauß, welchen er wol hier zuerst persönlich kennen lernte, blieb ihm von hier an sehr zugethan.

So wußte er jetzt, zufrieden mit seiner friedlichen Beschaulichkeit, das Glück derselben auch solchen jüngern Freunden zu rühmen, welche nach mehr Unruhe und Unmittelbarkeit des öffentlichen Wirkens verlangend durch die Stille derselben sich unbefriedigt fühlten und darüber klagten. „Ihre philosophischen Phantasien“, schreibt er im Frühjahr 1834 an Apelt, „finde ich meinen jugendlichen ungemein nahe. Freundschaftsideale waren das erste und schönste, und ich meine, sie bleiben auch das höchste, wenn man sich treu bleibt und das Glück hat, gleiches Werk fördern zu können. Sie haben alle meine ersten Jugendfreunde kennen gelernt; wir sind uns alle treu geblieben, haben aber nichts zusammen gewirkt; so sehen Sie mich nachher im Leben immer isolirt stehen in meiner Wirksamkeit, weil ich dort einmal ausgeschieden war. Das zweite waren mir kriegerische Herrscherphantasien; sie haben mir in der Jugend viel Zeit vergeudet; was half es mir strategisch ziemlich bestimmt vorauszusehen was kommen werde, und tactisch die Erfolge mit Bülow's Theorie in Uebereinstimmung zu finden, ich hätte mir doch nur als Heerführer gefallen und konnte nie einer werden. So blieb mir ungesucht mit innerer Nothwendigkeit das dritte, die Liebe zur Wahrheit, in der ich allein wahrhaft lebte und lebe. Sie stellen die kürzer und kräftiger zu zeichnenden Schönheiten eines einfachen Lebens entgegen; mit den Sternen leben, den Laubkronen der Wälder und den Wasserstürzen, ist das nicht schöner als unser Papier und unsere Bücher? und findet man dort nicht Freunde leicht kräftiger als bei uns? Wohl, sage ich, aber lasse doch jedem Leben seine Weise. Ihr Falkenauge ist gar sehr ein Kind seines Dichters. Ich habe ein ähnliches Lieblingsbild, das Leben in den schönen Thälern der Montenegrier, wo der kräftige Hausvater in treuem Familienleben Ur-entel um sich aufblühen sieht und noch mit der Büchse auf dem Rücken die Wälder durchstreift und kühn dem feindlichen Türken trogt. Aber, Lieber, die Schönheit in jeder Gestalt dieses Lebens strahlt doch nur

aus dem innern Geistesauge, und so kann sie doch nur unter dem Schutze der Göttin der Weisheit geboren und großgezogen werden, in den Spendungen der Geistesbildung unter die schönen Menschengeschlechter. Darum bleibt es mir doch: der Dienst unsers Berufs bleibt der höchste unter den Menschen und unter seinem Schutze gedeiht jede andere Schönheit des Lebens. Lassen Sie es sich nur gelten: kräftig fest und klar die lautere Wahrheit zu fassen ist für uns beide und die Unsem doch das größte, mächtigste und schönste ungeachtet seiner gestaltlosen Ruhe. Aber wir wollen dafür nicht gelehrt, sondern weise werden.“

11. Schriften seit 1837: Geschichte der Philosophie, Wahrscheinlichkeitsrechnung, Antheil an der Literaturzeitung.

Die größere literarische Arbeit, welche Fries seit Beendigung der Religionsphilosophie in den nächsten Jahren von 1833 bis 1838 am meisten beschäftigte, war sein letztes größeres Werk überhaupt, nämlich die Geschichte der Philosophie. Seine Neigung ging eigentlich nicht dahin; „wir sind“, schreibt er im Herbst 1833 an H. Schleiden nach Berlin, „zu einem Zeitgeist hingedrängt, dem fast in allem die frohe Hoffnung fehlt, indem er durch die Gefühle von Uebersättigung und Ohnmacht niedergedrückt wird; Ohnmacht scheint mir die Krankheit unserer ganzen historischen Schule in den Wissenschaften, die sich nicht getraut selbst zu leben, sondern nur erzählen will wie andere gelebt haben. Ich bin nicht Ihrer Meinung, daß die schroffen Gegensätze in der Wissenschaft weniger schädlich seien; der Dienst der Wahrheit ist unser erster Dienst; wenn wir also in der Wissenschaft nicht streng Partei nehmen, nur für die Wahrheit und darum für eine bestimmte Meinung, so können wir mit keiner Sicherheit wirken. Sie haben recht, daß in der reinen Philosophie jetzt nichts ohne gesunden Streit gewonnen werden kann; nur soll niemand meinen, daß hier der Streit immer fortbestehen solle, denn hier gehört er, wie in der Mathematik, nur zum Kindesalter der Wissenschaft. Dies sage ich nicht sowol meinen philosophischen Feinden, als den unphilosophischen Gelehrten entgegen. Tausenderlei philosophisches Gerede wird für geistreich ge-

lobt, es wird wol unwahr, aber sehr geistreich gefunden, bei dem mir die Abgeschmacktheit gerade so groß erscheint, als ob jemand sich freuen wollte eine geistreiche Betrachtung gelesen zu haben, nach der es sehr zweifelhaft werde, ob 5 mal 7 wirklich genau 35 sei.“ „Die Verachtung des Selbstdenkens“, schreibt er an einen andern Schüler, „ist die Hauptsache. Außer dem Bereich der Naturwissenschaften liegt den gelehrten Krätern gar nichts daran zu wissen wie die Sache ist, sondern nur auswendig zu lernen, was andere Leute alles für dummes Zeug darüber gesagt haben.“ Diese Entschiedenheit hielt er nun auch für die Bearbeitung der Geschichte der Philosophie also für eine Aufgabe fest, für welche man sonst wol von dem Bearbeiter so viel Zurückhalten seines eigenen Systems und so viel liebevolles Eingehen in die fremden Eigenthümlichkeiten als möglich fordert. Er verwirft es, daß „manche die Geschichte der Philosophie wie eine Schmetterlingsammlung betrachten; sie haben an den Meinungen der Philosophen ihre Freude, wie an bunten Träumen der Phantasie; an einen Streit zwischen Wahrheit und Irrthum wird bei diesen kaum gedacht; sie meinen wol, die Wahrheit sei vielgestaltig, jeder habe recht. Nahe bei dieser Laune steht die Meinung anderer, unsere Geschichte würde an Geist und Leben verlieren, wenn die Philosophie zu einer starren Wissenschaft zu Ende gebildet werden könnte“. Hiergegen, und namentlich gegen Schleiermacher, Ritter und Reinhold, fordert er zum Verständniß der Geschichte der Philosophie und besonders des Entwicklungsganges darin eine eigene feste Ansicht, nach welcher gemessen wird. „Die Geschichte der Philosophie ist die Entwicklung der Selbsterkenntniß des Verstandes“, und für diese ist Kant was Euklides für die Geometrie, denn erst Kant „entdeckte das vollständige System unserer metaphysischen Grunderkenntnisse nebst der Methode zur wissenschaftlichen Begründung derselben“ und glied den alten Streit aus „zwischen den Sensualisten, welche den Ursprung aller Erkenntniß aus den Sinnen behaupten, und den Rationalisten, welche eine von der Sinnesanschauung unabhängige nur gedachte Erkenntniß der Dinge fordern, indem wir nach philosophischen Kriterien nur die sinnlich erkannte Welt mit Nothwendigkeit zu denken vermögen.“ Bei Auffassung der ältern Philosophie diente für Fries dabei die schon in einer frühern Abhandlung geltend gemachte Unterscheidung zwischen Lebensansicht und Dialektik eines Philosophen (s. oben S. 247) und hielt ihn zurück von einseitigem Gericht über jeden ausschließlich nach der Stufe, welche er ihm sonst bloß für seine technischen Verdienste, für seine Beiträge zur Entwicklung der Selbsterkenntniß des Verstandes zuschreiben konnte.

Allein für die neueste Philosophie ergab sich ihm dann kein anderes Urtheil, als daß durch Fichte, Schelling und Hegel Aufhebung der allein richtigen kritischen Methode Kant's, Rückfall in den dadurch überwundenen Dogmatismus und in die alte Willkür und bloß geistreiche Spielerei, Unterbrechung der durch Kant gewonnenen Behandlung der Philosophie als exacter Wissenschaft und dadurch denn neue Verzweiflung an der Philosophie überhaupt erfolgt sei, wie viel Schönes und Großes er daneben namentlich in Fichte's philosophischer Lebensansicht neben der durch ihn geschehenen Verderbnis der philosophischen Methode anzuerkennen bereit war. Aber dieses letztere, was die Philosophen an Aussprüchen philosophischen Inhalts, an philosophischen Dogmen aussprechen, interessirt Fries weniger für die Geschichte der Wissenschaft der Philosophie; denn indem er festhält, was er schon 1811 in den Abhandlungen in den Daub und Kreuzer'schen Studien ausgeführt hatte (s. oben S. 135), daß die Philosophen dabei allzumal aus einem und demselben dem menschlichen Geiste mitgegebenen Fonds philosophischer Erkenntnis heraus zu reden nicht umhin können, findet er in dieser Hinsicht nicht viel Unterschied unter ihnen allen. „Ihrem Gehalte nach, was Seele, Welt und Gottheit, was die Nothwendigkeit der Natur und die Gebote der Sittenlehre betrifft, war die Philosophie den früheren Lehrern fast in demselben Umfange bekannt als den späteren“; „die philosophische Wahrheit lebt auf die eine und gleiche Weise zu jeder Zeit, in jeder menschlichen Vernunft“; „jedes philosophisch lebendige Zeitalter besitzt den ganzen Gehalt philosophischer Wahrheiten“; „jeder stärkere Denker umfaßt fast das ganze System“. Eine fortschreitende Entwicklung soll in diesem sich wiederholenden Wechsel der Sprachen für diesen gleichen Inhalt gar nicht zu sehen sein; „die entlegensten Zeiten zeigen oft ähnliche Systeme“; „es ist zu manchen Zeiten sehr unbedeutend, ob der einzelne Denker als Trinitarier, Pantheist oder Atheist, ob er als Materialist oder als Spiritualist erscheint“; „der Atheist spricht von Gott und der Skeptiker von Wahrheit, Spinoza von Pantheismus und von Freiheit nebeneinander, denn nicht die speculative Consequenz, sondern die Induction aus der Beobachtung hat ihm das System gebildet“. Nein, „eines Lehrers einzelne Dogmen können nur dadurch wichtig werden, daß wir sehen wie er dazu gelangt“; „der Gehalt ist allen Zeiten gemein, nur die Form wechselt“; „nicht eigentlich die Wahrheit selbst ist das Gesuchte unserer Aufgabe, sondern dieses, daß der Geist zum Bewußtsein, zur Selbsterkenntnis dieses seines Innern gelange, und so wird es die Aufgabe der wissenschaftlichen Philosophie, die im

Innern der Vernunft gegebene philosophische Wahrheit des Nothwendigen, Guten und Schönen an das Licht des Bewußtseins hervorzuführen. Diese Ausbildung des Bewußtseins geschieht aber durch das Denken oder die Reflexion"; bloß ihre Geschichte ist die Geschichte der Philosophie als Wissenschaft; ihr Gegenstand ist nicht so sehr die philosophische Erkenntniß, als das Erkennen dieses Erkennens, nicht die Philosophie, sondern das Philosophiren, die Methode der Selbsterkenntniß; sie ist die Geschichte der logischen Fortbildung unsers Geistes, der richtigern Verwendung der Abstractionen.

Wie unter Anwendung dieser Voraussetzungen die Darstellung selbst ausfiel, wie ihre schwache Seite in der gelehrten philologischen Ausstattung im einzelnen, ihre starke in der über alles erstreckten sachkundigen Beurtheilung bestand, kann hier nicht weiter verfolgt werden. Auf die erste 1837 erschienene Hälfte folgte 1840 mit der zweiten die Vollendung des Ganzen, freilich so kurz und ablehnend in den die Leistungen des 19. Jahrhunderts betreffenden Partien, wie es unvermeidlich war, wo einmal nach Kant nur Aufgeben seiner allein richtigen Methode und darum nur Rückschritt und Beschädigung anerkannt werden konnte in dem, was die Geschichte der Wissenschaft am meisten interessirte. Dennoch oder wol ebendeshalb hatte Fries die Freude, sein Werk gerade von solchen Forschern ersten Ranges mit Wohlgefallen aufgenommen zu sehen, für welche nur eine mit der Exactheit des Naturforschers und Mathematikers behandelte Philosophie eine Bedeutung hatte. Alexander von Humboldt, freilich oft mit verbindlichen Worten verschwenderisch, doch hier näher eingehend, freut sich an dem „herrlichen langersehnten Geschenke“, besonders über die Belehrung, welche es ihm gewährt, über „die Keime des mathematischen und physischen Wissens des Pythagoras, des Plato, des Aristoteles S. 127, 341, 415, wo Sie den Stagiriten etwas herbe behandeln; Sie sind der erste Philosoph, der durch gründliche Kenntniß solchen Wissens mit Kritik und Sprachkenntniß verbunden mir von der Seite Vertrauen einflößte“; „wenn Sie“, schreibt er, „wie ich vermuthe in einem weniger defultorischen Lebenswandel als ich führe, um 1 Uhr die Ruhe suchen, so können Sie sich jeden Abend sagen, daß ich bis 3 Uhr gleichzeitig und abwechselnd mit Ihrer Geschichte der Philosophie und mit dem geheimnißvollen Gange der Nadel beschäftigt sein werde“; „das ist eine Correspondenz der Geister, ein sich Vergegenwärtigen des geistig Verwandten, die mich in nächtlicher Abgeschiedenheit für manche Eindrücke des Tages entschädigt“. Und Gauß in Göttingen schreibt ihm (11. Mai 1841) nach Empfang des zweiten Bandes, daß

ihn „die Schriften mehrerer vielgenannten (vielleicht besser sogenannten) Philosophen, die seit Kant aufgetreten sind, an das Sieb des Bodsmellers erinnert haben oder an Münchhausen's Jopf, woran er sich selbst aus dem Wasser zog“. „Der Dilettant“, fährt Gauß fort, „würde nicht wagen vor dem Meister ein solches Bekenntniß abzulegen, wäre es ihm nicht so vorgekommen, als ob dieser nicht viel anders über jene Verdienste urtheilte. Ich habe oft bedauert nicht mit Ihnen an Einem Orte zu leben, um aus der mündlichen Unterhaltung mit Ihnen über philosophische Gegenstände ebenso viel Vergnügen als Belehrung schöpfen zu können.“ Auch noch ein anderer Astronom, der Minister B. A. v. Lindenau, hat „aus dem, was Fries über Hegel sagt, dessen Grundidee besser kennen gelernt, als aus dessen eigenen Schriften, von welchen er freilich keine einzige ganz durchgelesen hat“; „weniger“, schreibt er, „möchte ich mit dem einverstanden sein, was Sie über Drobisch sagen, dessen Behandlungsart mich anspricht, allein freilich ist mein Standpunkt ein sehr einseitiger“. Sehr einsichtig spricht sich auch Fries' Schüler, R. Hoffmeister in Köln, über das Werk aus: „es ist alles so gediegen und kernhaft, daß es mir vorkommt, wie das altrömische Mauerwerk, welches man zwischen dem leichten modernen Gebäude auf den ersten Blick erkennt“; aber er bemerkt dann nicht ohne Grund, daß Fries „manches Kant zuschreibe, was eigentlich ihm gehöre; dadurch kommt es, daß Ihre Verdienste sich nicht genug hervorstellen, sondern in die Kantischen Leistungen zum Theil verlieren. Wie nothwendig es ist, zur kritischen Forschung zurückzukehren, haben Sie auch aus der Geschichte der neuesten Verirrungen trefflich nachgewiesen; jetzt, wo diese allmählich erkannt werden, ist es doppelt nothwendig auf die wahre Philosophie hinzuzeigen, wenn das betheiligte Publicum nicht an aller Philosophie irre werden soll.“ Von seinem Leben Schiller's setzt er hinzu, wenn Fries es ansehe, werde er finden „daß es das Beste Ihnen verdankt, theuerster unvergeßlicher Lehrer“.

Neben der Geschichte der Philosophie bearbeitete Fries in denselben Jahren 1837 u. ff. neue Auflagen seiner Logik und seiner psychischen Anthropologie, und besprach hier noch näher als früher sein Verhältniß zu dem von Lindenau genannten „befeundeten Gegner“ und dessen Lehrer Herbart. Fries' flüchtige Berührungen mit dem letztern im Jahre 1799 und nachher 1824 (s. oben S. 66 und S. 238) hatten nicht zu weiterer Annäherung zwischen beiden geführt. Mehr Anerkennung für Fries und mehr Verlangen nach Frieden unter den beiden dissentirenden Philosophen hatte Herbart's ausgezeichnetster Schüler,

M. W. Drobiſch in Leipzig. „Mir ſcheint“, ſchreibt dieſer im Jahre 1836 an Fries, „die gegenwärtige Lage der Philoſophie von der Art, daß es für die gute Sache rathſam ſein möchte, wenn diejenigen, welche über Geiſt und Zweck des Philoſophirens einverſtanden und in Geſinnung einſtimmig ſind, auf das Eigenthümliche, was ihren Unterſchied begründet, kein allzu großes Gewicht legen wollten. Sie ſagten am Schluß Ihrer Logik ſchon längſt die treffenden Worte: wir hätten uns nicht in Kritiker, Skeptiker und Dialektiker ſpalten, ſondern vereint als Kantianer ſtehen bleiben ſollen. Iſt nun eine ſolche Vereinigung wahrſcheinlich für lange Zeiten hinaus ein bloßer frommer Wunſch, ſo iſt es doch wol ein viel erreichbarereres Ziel, daß diejenigen Schulen und Systeme, in denen noch der Geiſt der Kritik weht, und in denen noch die Philoſophie ohne absolute Wiſſenſchaft ſein zu wollen ihr Streben die exacteſte aller Wiſſenſchaften zu werden nicht verleugnet, ihre Kräfte gegen den gemeinſchaftlichen Feind richten, der in den Systemen der Identitätsphiloſophie die alte erprobte Logik und die echte Ethik zu ſtürzen und die Herrſchaft einer verſchrobenen Dialektik und eines ſittlich unwürdigen Pantheismus an die Stelle zu ſetzen droht. Kann ich nun in ſolchen großartigeren Beziehungen den Unterſchied zwiſchen Ihrer philoſophiſchen Weltanſicht und der meines würdigen Freundes Herbart nicht ſehr bedeutend finden, ſo erfreue und erfriſche ich mich an Ihnen beiden noch in anderer Beziehung. Denn wenn es mir bei der jetzigen Theilung der Wiſſenſchaften nicht ſelten bedenklich vorgekommen iſt, wenn ich an mir bedenken mußte, daß weder der Reichthum und die Strenge der Mathematik mir den Geiſt ganz erfüllen, noch die Erhabenheit der Aufgabe der Philoſophie und die Kühnheit ihrer Unternehmung die Freude an der mathematiſchen Evidenz erſetzen konnte, ſo war es mir ein Troſt an zwei ſo trefflichen Zeitgenoſſen lernen zu können wie man Erkenntniſſe, die bei aller Verwandtſchaft doch auch viel Ungleichartiges enthalten, mit Glück vereinigen könne.“ Aber wie freundlich auch ſolche Annäherung und wie erfreulich ſie auch für Fries' heftiges Verlangen nach größerer Gemeinſchaft war, ſo vermochte er doch nicht, nach dem was er für die hier auch der Philoſophie gewünschte Exactheit ſchon ſelbſt methodiſcher und inſtructiver erreicht zu haben überzeugt war, an ſeinen Verwerthungsurtheilen über die Herbart'ſche Psychologie etwas zu vermindern; „ohne Maß kann man nicht meſſen“, mußte er auch hier wieder antworten, „und für die intensiven Größen des geiſtigen Lebens kann keine Einheit gegeben werden“; Ignoriren qualitativer Unterſchiede und Subſtituiren einer Hypotheſe von einem qualitätsloſen einfachen Weſen und

dessen Selbsterhaltungsacten ist keine gute Theorie, „Herbart hätte sich schon durch Kant's Lehre von der Antinomie des Einfachen und Stetigen sollen abhalten lassen nach den metaphysischen Fehlern einer Monadologie zurückzugreifen“. *)

Eine Schrift „über den optischen Mittelpunkt im menschlichen Auge nebst allgemeinen Bemerkungen über die Theorie des Sehens“ vom Jahre 1839 und dann der „Versuch einer Kritik der Principien der Wahrscheinlichkeitsrechnung“ vom Jahre 1842 waren nun Fries' letzte selbständige Schriften. Von der erstern äußert er gegen einen Schüler, sie sei ihm auch „psychologisch sehr wichtig“. Ueber die letztere berichtet ihm W. Weber von Göttingen, daß Gauß sie „mit vielem Vergnügen gelesen habe und ihm im wesentlichen beistimmen müsse“; er selbst gibt in einer Selbstanzeige, in welcher er sie mit Poisson's Arbeiten vergleicht, als Grund ihrer Bearbeitung an, daß ihm „die Philosophie der Wahrscheinlichkeitsrechnung bei den englischen und französischen Meistern auf einer falschen Theorie der Inductionen nach Condillac und Hume zu beruhen scheine“.

Zu seinen letzten kleineren Aufsätzen veranlaßte ihn die Theilnahme an der Redaction der „Neuen Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung“, zu welcher er seinen Namen mit hergab, als hier im Jahre 1842 ein letzter Versuch gemacht wurde, fast das letzte jener großen kritischen Institute, deren Erhaltung und Pflege man im Anfange des Jahrhunderts fast für einerlei mit der Sache der deutschen Gelehrsamkeit angesehen hatte, zu neuer Lebensfähigkeit zu regeneriren. Es sind gar nicht unbedeutende Aufsätze, vorzüglich werth in eine Sammlung kleiner Schriften von Fries mitaufgenommen zu werden, welche er für diesen ersten Jahrgang 1842 der erneuten Literaturzeitung noch geliefert hat. Zuerst eine Kritik von Jul. Schaller's „Geschichte der Naturphilosophie“; ihr wirft er besonders die Vernachlässigung der Geschichte der exacten Naturwissenschaft dabei vor, für welche vieles dort Angeführte wenig und vieles dort Ausgelassene die höchste Bedeutung habe. Ferner zwei Anzeigen mathematischer Schriften, des „Lehrbuchs der Geometrie“ seines Schülers Kunze in Weimar und der soeben angeführten Schrift von Poisson, sowie seiner eigenen über die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Dann eine kurze

*) Aus Fries' Nachlaß ist noch im Jahre 1847 ein Aufsatz desselben „über den Unterschied zwischen Anschauung und Denken gegen J. F. Herbart“ erschienen in den von Apelt, Schleiden, Schlämisch und Schmid herausgegebenen „Abhandlungen der Fries'schen Schule“ (Leipzig 1847), Heft 1, S. 7—30.

Besprechung der von Twesten herausgegebenen philosophischen Ethik Schleiermacher's spricht die höchste Anerkennung für Schleiermacher's Geist und Charakter aus, aber zusammen mit Klagen über „den Herder'schen Widerwillen desselben gegen scharfe Abstractionen, aus welchem die ganze logische Methode der Gegensätze bei ihm entstanden sei“. Die gehaltvollste Abhandlung ist dann die letzte, eine ausführliche Beurtheilung von Rosenkranz' „Geschichte der Kantischen Philosophie“ und von Chalybäus' Schrift „Die moderne Sophistik“; sie gibt ihm Gelegenheit, in vorzüglich einleuchtender und gemeinverständlicher Weise die groben logischen Verstöße und Verwechslungen darzulegen, ohne welche das ganze Großthun mit tiefsinnig lautenden Worten besonders bei Hegel unmöglich gewesen sei.

12. Beschwerden seit 1837. Rückblide. Tod Eleonorens 1842. Letzte Krankheit 1843.

Von dieser nicht geringen schriftstellerischen Thätigkeit bis in dieses letzte Jahr seines Lebens hatte Fries auch das nicht zurückgehalten, daß seine Gesundheit schon lange vorher eine schwere Beschädigung erlitten hatte. Schon am 29. Juni 1837 hatte er einen Schlaganfall zu bestehen gehabt, welcher ihm auch eine bleibende Lähmung des linken Beins zurückließ, ihn auch im Herbst in Teplitz Hülfe zu suchen nöthigte, welcher aber sonst seine Arbeitskraft wie seine Stimmung nicht allzusehr alterirte. Der Minister v. Gersdorff, welcher ihn anders kannte als der Freiherr v. Stein (s. oben S. 179, 180) und, wie er schreibt, „sich's zur Ehre rechnete seinen dankbarsten Schülern anzugehören“, sprach ihm bei dieser Gelegenheit, nachdem er nicht aus Fries' Briefen, sondern durch Andere Kunde von dessen Unfall erhalten hatte, mit Recht seine Anerkennung aus: „auch in diesem Stillschweigen erkenne ich die edle Natur, welche das Innerste des Daseins, soweit es Menschen vergönnt ist erfassend und in sich zur Gewißheit erhebend eben darum jener ἀταραξία theilhaftig ward, welche die bloße εποχή des Skeptikers nicht gewähren kann, sondern welche aus dem durch Denkkraft zu klarem Bewußtsein erhobenen, dem vernünftigen Geiste nothwendigen Vertrauen erwächst, in den Thatfachen der Grundüberzeugungen seines

Geistes über Einheit und Werth des Wesens der Dinge die Wahrheit vernommen zu haben. In diesem Sinne gottgläubig und der ewigen Bedeutung auch unsers Wesens gewiß wandeln wir eine Bahn, als Lehrer Sie, ich als Schüler in den mannfachen Verwirrungen und geisttödtenden Zerstreuungen oder Entgeistungen des Lebens in der geschäftlichen Wirksamkeit."

Gegen Andere konnte Fries aber doch die Klagen nicht zurückhalten; „im vorigen Frühjahr“, schreibt er im Herbst 1837, „fühlte ich mich noch ganz wohl und stark in meiner Weise; jetzt fühle ich mich durchweg gehemmt, körperlich wie geistig, doch will ich thun was ich noch kann; vielleicht bringe ich doch die Geschichte der Philosophie nach und nach zu Stande“. „Eine plötzliche Lähmung hat mich um den Sommer und die Herbstferien gebracht, die ich in Teplitz verträumen mußte. Jetzt geht es mir etwas besser; aber das Uebel ist nicht gehoben; wenn ich nur wieder frischer geistig thätig sein könnte! 64 Jahre sind doch noch zu wenig zum Stumpfwerden.“ So begann denn schon hier für ihn eine Zeit des Abschließens und der Rückblicke auf das abgelaufene Leben; in Teplitz schrieb er damals einen großen Theil seiner hier benutzten Denkwürdigkeiten; auch seine Briefe aus dieser Zeit enthalten solche zusammenfassende Rückblicke. „Du fragst mich“, schreibt er im Sommer 1837 an W. v. Beaulieu noch kurz vor dem Schlaganfall, „wie weit ich meinen jugendlichen philosophischen Ansichten treu geblieben sei. Darauf wird wol außer dem ältern Reinhold fast jeder Philosoph antworten wie Spinoza: Scio me veram intelligere philosophiam. Oft merkt man nicht, wo man die Meinung geändert hat, indessen kann ich mich durch meine Bücher ziemlich genau orientiren, und da finde ich, daß ich nur weiter ausgeführt, aber nirgends geändert habe. Genirt hat mich nur das frühe Druckenlassen, das ich aber als Professor nicht vermeiden konnte. Besonders gilt dies der Kritik im zweiten und dritten Bande. Beim zweiten Bande konnte ich indessen mit der zweiten Auflage nachhelfen, aber den dritten Band mußte ich lassen wie er war, um das Jugendlüche der Darstellung nicht zu vernichten. Ich habe dann mit der Religionsphilosophie und Aesthetik nachzuhelfen gesucht, die aber etwas zu kurz ausgefallen sind. Mit meiner Bücherwelt bin ich ganz zufrieden, aber im Leben habe ich 1817 einmal den Bock geschossen, mich freundlich zu den ehrlichen Jahniannern zu stellen, denen doch mit geringer Ausnahme jede feinere und höhere wissenschaftliche Ausbildung fehlte, die also gar nicht zu mir paßten. Dieser Fehler hat mich auch allein in die demagogische Misère gebracht, denn selbst die mainzer Lumpe haben nichts gegen

meine Lehre aufgebracht. An Heinrich Schmid habe ich in der Bücherwelt meinen treuesten Freund verloren. Schleiermacher sagte von mir, mir fehle ein belebendes Princip, und daran mag er sehr recht haben. Ich bin als Philosoph ein Mathematiker; meine Sachen sind richtig gerechnet, aber wenige mögen diese Rechnungen brauchen. Es liegt in meiner Lehre etwas fertig Abgeschlossenes, was es den Leuten wol schwer machen mag mit mir zuzugreifen.“ Daneben klagt er gegen seinen Schüler F. Frandke in Rostock über die Leute „mit ihrer neoplatonischen Selbstoffenbarung Gottes, mit ihrer gehegelten, dümmere als scholastischen Dialektik, in der kein gesundes Urtheil ausgesprochen werden kann“. „Die Philosophen wachsen uns ja zu, wie die Pilze nach dem Regen, aber die meisten sind auch sogleich wieder vergessen. Die Hegel'sche Herrlichkeit scheint mir schon dem Vertrieben entgegengeführt zu werden.“ „Du rufst fuimus Troes; ich meine aber, sollte die historische Schule einmal wieder von einer philosophischen zurückgedrückt werden, so kommen wir doch noch einmal an die Reihe. Wer wird es erleben!“

Wehmüthiger und doch sehr resignirt äußert er sich am Ende des Jahres 1840 gegen Reichel beim Tode ihres gemeinsamen herrnhutischen Freundes F. L. Rölbing. „Ich meinte eigentlich, ich werde Euch allen vorausgehen. Mit meiner Aussicht auf dies Ziel steht es mir jetzt wie Dir. Bin ich krank, so weiß ich es nicht, denn meine Krankheiten sind immer ohne Schmerzen gewesen und sind es noch. Auch befinde ich mich völlig ungehindert für das Geschäft. So habe ich es körperlich leicht und gefalle mir auch geistig noch. Die Leute loben mich, daß ich meine Geschichte der Philosophie noch so munter zu Ende geführt habe, und jetzt bin ich auch mit meinem Versuch einer Kritik der Principien der Wahrscheinlichkeitsrechnung zum Ziel, an dem ich schon lange arbeite; die Sache ist mir natürlich nur von philosophischem Interesse, doch habe ich in den meisten Theilen immer mit sehr schweren mathematischen Theorien handgemein bleiben müssen. Da bin ich denn mit meinen schriftstellerischen Arbeiten eigentlich am Ende bis auf eines, woran mich zur rechten Zeit die politischen Händel hinderten; dies wäre der zweite Band meines Handbuchs der praktischen Philosophie, die philosophische Staatslehre; dafür will ich mich nun bemühen mein Manuscript zu ordnen“; sie wurde erst mehrere Jahre nach Fries' Tode von Apelt im Jahre 1848 herausgegeben. „Dann aber die Gegenseite, mein wiederholtes Klagelied an Dich. Es war gewiß richtig, daß ich von Euch ging, denn ich hätte nie unter Euch getaucht. Aber in den

andern Verhältnissen war ich politisch und häuslich dem Leben nicht gewachsen, in dem ich so allein steuern sollte. Mein politisches Unglück hat mir nie eine trübe Stunde gemacht, aber wol manche vergnügte; doch hinterdrein drückt es mich sehr, daß ich so viel Schaden an meinem Einkommen hatte und mit der Erziehung meiner Söhne so sehr gehindert war in diesem unglücklichen Jena, in dem es auch keine Spur einer brauchbaren Schule gab. Hätte ich Dir doch die Jungen gelassen, und mir nur die Mädchen behalten! Unsere Töchter sind die Freude unsers Lebens.“

„Von meinen Schülern“, schreibt Fries im folgenden Jahre 1841 an einen derselben, „sprichst Du in zu weitem Umfange. Götting und Hand sind mir wol befreundet, Schulze noch mehr, aber sie werden meine Aufgabe nicht leicht treffen. Scheidler ist zu zerstreut. Aber Apelt, Wirbt, Schleiden und dessen Freunde halten fester zu mir, und gehen sie vorwärts, so werden sie mit mir gehen. Vielleicht gewinne ich auch einmal etwas an Ernst Schmid, der jetzt hier anfängt. Ich fürchte nur, daß was in meinen Arbeiten von stehen bleibender Bedeutung ist, erst sehr spät einwirken wird, weil zur Zeit diese ernstesten philosophischen Interessen so sehr zurückgedrängt sind. Wie wäre es nur geworden, wenn Schleiermacher meine Berufung nach Berlin nicht zu Gunsten Hegel's verhindert hätte!“ „Die Leute der deutschen Jahrbücher renommiren allerdings recht lebendig, sind aber gar nicht unsere Freunde. Sie haben von Hegel die Unphilosophie, daneben aber sich selbst einen absolut liberalen Renommisten fertig gemacht, den sie Hegel nennen, der aber nie in Berlin lebte. Die gottlosenbarende Empirie ist eigentlich jetzt die Modelehre, denn sie steckt auch hinter Schelling und den frommthuenden Hegelianern.“ Auch gegen De Wette rühmt er es bald darauf: „eins kann ich mir loben, hier zwei philosophisch sehr tüchtige Freunde gefunden zu haben, nämlich in ganzem Umfange an Professor Apelt, dem Mathematiker, Astronomen und Philosophen, und von einer unerwarteten Seite an Professor Schleiden, dessen pflanzenphysiologische Untersuchungen viele Anerkennung gefunden haben, und der in diesen Gebieten meine Logik für sehr wichtig erklärt und entschieden zu handhaben weiß.“

De Wette hatte um dieselbe Zeit Fries' Geschichte der Philosophie studirt und sehr gepriesen, aber geklagt, daß seine Polemik darin oft „nicht genug überzeugend sei“ für solche, welche „sein System und seine Sprache nicht kannten“; „leider alte Klagen“, setzt er hinzu, „und die niemals auf Dich Eindruck gemacht haben, um Dich zu größerer Aufmerksamkeit auf Deine Schreib- und Darstellungsart zu bewegen“. Fries

antwortet: „mit Deinem Urtheil über meine Geschichte der Philosophie hast Du mich sehr erfreut. Mit dem Glauben an Kant's künftigen Sieg habe ich es so. Wird einmal wieder klare und feste Wissenschaft in philosophischen Dingen gefordert, so müssen wir recht behalten. Aber wann das treffen wird weiß ich nicht. Die Schlegel und ihre Romantiker haben uns das Spiel verdorben. Fichte und Schelling sprechen nur diesen nach, und Hegel ist purer Nachtreter von Schelling. Aber Hegel hat mit seiner dürrten Dialektik alle Philosophie vernichtet. Der Gehalt in seinen Vorlesungen gehört nur der historischen Schule und noch dazu höchst oberflächlich. Seine verworrenen Nachfolger wissen gar nicht mehr was Philosophie sei und dadurch sind diese An-
gelegenheiten ganz der Anarchie anheimgefallen. Mich braucht jetzt fast niemand mehr; indessen habe ich den Muth noch nicht verloren, auch noch einmal etwas günstiges zu erleben, wiewol Konopatz's Tod mich lebhaft mahnt, es werde mit mir so lange auch nicht mehr gehen.“ Sehr bescheiden setzt er hinzu: „mit Deinem Tadel meiner Darstellung und Sprechweise wirst Du vielleicht recht haben, aber ignoti nulla cupido. Du bist selbst daran schuld, warum befolgest Du meinen Rath und gingest von Heidelberg von mir! Wären wir beisammen-
geblieben, so hätte ich von Dir gelernt: So bin ich ungeschult ge-
blieben.“ Bald nachher, im Frühjahr 1842: „vielleicht kommt nun der Umsturz der Hegelei auch mir zu einigem Vortheil, denn an Schelling's Wiedergeburt und Erneuerung kann ich noch nicht recht glauben. Aber große Flammen werde ich auch nicht anzünden, denn unsere politischen Interessen sind wie erstorben und unsere theologischen Ansichten nur wahr und gar nicht abergläubisch, die Leute mögen aber wenig Wahrheit und wollen ihre Fetische nur neu anstreichen lassen, nicht mit haltbarem Lack, aber doch mit neuen Farben.“

Um dieselbe Zeit auch gegen Beaulieu ähnliche Rückblicke und Klagen. „Die Regierung hat zwar meine demagogischen Wunden vernarben gemacht, aber die Narben werden mich wol immerfort drücken. Dahin gehört vorzüglich, daß meine Schriften so wenig be-
achtet werden. Ich habe immerfort drucken lassen, erst vor kurzem zwei Bände Geschichte der Philosophie, aber meine Warnungen gegen den absurden Hegelkram werden nicht beachtet. Der preussische Schul-
zwang hatte die Leute zu Hegel's absurder Sprache gezwungen und nun verstehen sie keinen vernünftigen philosophischen Gedankengang mehr. Männer wie Trendelenburg fangen denn doch endlich im Kreise dieser Leute selbst an auf die Unhaltbarkeit ihrer Reden aufmerksam zu machen; vielleicht kommt man damit wieder zur gesunden Vernunft zurück.“

Doch immer Schwereres wurde ihm auferlegt. Im Juni 1842 hatte sich der Krankheitszustand seiner Frau, welche seit dem Weihnachten 1841 von Lähmung und Erblinden an einem Auge getroffen war, so sehr verschlimmert, daß er an Bejschwig schrieb: „kann sich die geistige Fassung meiner guten Frau nicht mehr heben, so ziehe ich für sie auch den letzten Frieden vor.“ Schon vier Tage darauf erfüllten sich diese Besorgnisse; in der Nacht vom 2. zum 3. Juli 1842 wurde seine Frau von ihren Leiden erlöst. Noch am 16. schreibt er darüber an seine Kinder: „auch das Spiel um Leben und Tod sieht der siebenzigjährige Mann anders und ruhiger an als Ihr in den Blütenjahren der Hoffnung! Die Nacht des Abschieds von der Mutter gefiel mir recht wohl, wie wir ungesucht so still um sie versammelt wurden zu den nächtlichen Stunden der Vollendung. Ja ich habe sie mit Beruhigung scheiden sehen und freute mich, daß sie mir voranging, denn in den letzten Wochen betrübte mich oft der Gedanke, wenn ich sie allein lassen sollte in diesem hilflosen Zustande. Die bitteren Thränen waren früher geflossen, als ich meine Schlafstelle aus dem Krankenzimmer verlegen und die Familie von ihr entfernen mußte mit dem Gedanken, zu dir kommen wir nicht wieder zurück! Ihr Heimgang that mir wohl, wenn mein Gedanke an diesen Zustand ihrer Leiden gebunden blieb; aber nun wird ein wehmüthiger Gedanke vorherrschend. Noch vor wenig Monaten war die Mutter weit lebensmüthiger als ich, daß sie so froh noch wünschen konnte, wir möchten nur noch einige Jahre in ruhigem Frieden zusammenbleiben, nachdem die vielen Sorgen um die heranwachsenden Kinder nun überstanden waren; warum nun ist ihr das nicht gewährt? Wir nehmen es hin in Ergebenheit. Nun ermahnt Ihr mich, daß ich mit Euch und Euern Kindern noch eine Weile standhalten soll. Ja recht gern, wenn meine Geisteskräfte nur leidlich langsam bleichen. Ich weiß nun nicht, wie es mir beschieden sein wird.“

Von hier an hob sich sein guter Muth nicht recht wieder. An Reichel, welcher ihm gerade um dieselbe Zeit von dem Tode zweier herrnhutischen Freunde, Joh. Plitt und Hüffel, geschrieben hatte, antwortete er: „ich kann es mir gar nicht als möglich denken, daß mich einmal eine solche Angst anwandeln könne, denn ich habe mich ja nie vor Gott gefürchtet. Aber Deine Klagen über das Altwerden habe ich ganz mit Dir zu theilen. Ich sehe wenigstens schon seit vierzehn Jahren dem Hinwelken meines Geistes zu, auch in jenem Untreuerwerden des Gedächtnisses, besonders aber stufenweise mehr und mehr ein Verbleichen der Einbildungskraft. Die Belebung der Phantasie fällt mir

von Jahr zu Jahr mehr weg, gut daß ich nicht berechnen kann, wie bald bis zum wirklichen Verlöschen, denn überlebte ich dieses, so wäre ja unglückselige Altersstumpfheit da. Daneben steht die Warnung, daß jenaische Professoren selten bis über ihr 73. Jahr halten. Also höchstens noch vier Jahre Spielraum."

Aber so viel ward ihm nicht einmal mehr gewährt. Mit Bekümmerniß sahen ihn die Freunde rascher als sonst gebeugt. Hand schreibt ihm an seinem Geburtstage dem 23. August 1842: „möge Gott Sie uns erhalten, gesund erhalten, damit die Kraft des Körpers im neuen Lebensjahre der Kraft des frischen Geistes das Gleichgewicht biete. Sie sind uns allen für unser eigenes Lebensglück so nöthig und unsere Verehrung und Liebe hat tiefe Wurzeln geschlagen, darum sei der heutige Tag uns ein Tag neuer Hoffnung, neuer Versicherung, daß Sie uns auch ferner noch lieben und darum leben wollen.“ Eine letzte Erholungszeit war ihm im Herbst 1842 noch eine Ferienreise nach Marburg, wo er schon bei einem frühern Aufenthalt 1840 J. Sengler, R. Fr. Hermann, C. Platner u. a. kennen und schätzen gelernt hatte, von welchen die beiden ersten gerade damals 1842 diese Universität wieder verließen. Er begann auch im Winter sogleich wieder Vorlesungen über Ethik und Geschichte der Philosophie, und wurde für den Anfang des neuen Jahres von den Collegien wieder zum Prorector gewählt. Schon hatte er in den Weihnachtsferien die Rede entworfen, mit welcher er dies Amt antreten sollte, und hatte recht bestimmt das Gefühl dabei, daß diese ein Abschiedswort an die Universität werden sollte. Und zur Schätzung der Wahrheit und der Geistesfreiheit um ihrer selbst willen zu ermahnen, dies sollte sein letztes Wort, seine letzte Bitte an die Studirenden sein; er knüpfte es an den Gegensatz von Humanismus und Philanthropismus, und wie hoch er auch die Siege schätzte, welche der letztere in den großen Fortschritten der Natur über den Aberglauben davongetragen hat, wie sehr ihm auch Luther ein glücklicher und Galilei ein Märtyrer scheint, so findet er doch eine „mächtige Wahrheit“, in dem Vorwurfe, daß der Philanthropismus „nur einem Nützlichkeitsprincip von untergeordneter Bedeutung huldige“, will mit Sokrates und Plato die Gesundheit der Seele und die Gerechtigkeit nicht weil sie nützlich, sondern weil sie schön und gut sei, geschätzt sehen und warnt, daß der von unten aus dem Bedürfniß gekommene Enthusiasmus für die materiellen Interessen nicht höhere Begeisterung verdrängen möge: „sieht solch ein Leben nicht aus wie jene Kirche, aus der man die Altäre genommen, um ein Waarenlager daraus zu machen? Darum so wahret euch, daß euer

Salz nicht dumm werde.“ Aber selbst und mündlich diese Worte den Studirenden wie seinen letzten Willen vorzutragen ward ihm nicht mehr vergönnt. *) Gerade am ersten Tage des Jahres 1843, als er sich soeben anschickte die Besuche von Freunden und Studirenden an diesem Tage zu empfangen, wurde er vom Schläge getroffen, und damit begann für ihn ein langes Leiden, aus welchem er zu keiner Heilung und was das Schlimmste war, auch zu keinem ganz ungethemmten Gebrauche seiner Geisteskräfte wieder gelangte. Zuerst war nur an der linken Seite Arm und Fuß gelähmt, der Mund verzogen und die Sprache sehr erschwert; seine Schwester mit ihrer Pflegetochter, sein zweiter Sohn, welcher vor kurzem Doctor der Medicin geworden war, auch Schüler und Freunde verpflegten ihn Tag und Nacht. Doch auch nach dem neunten Tage dauerte das Fieber fort und die Lähmung blieb; er mußte gefüttert, gewaschen werden, jede Aufregung war verboten, er lehnte sie auch selbst ab, selbst Nachrichten von Kindern und Enkeln; aber „wir pflegen ihn alle gern“, schreibt seine Schwester, „er gab uns allen ja nur Liebe, engelsgeduldig, freundlich dankbar ist er immer, Schmerz hat er gar nicht, nur todtmatt ist er“. Ende Februar schien sich's dann zu ändern; „es geht in vieler Hinsicht besser“, schreibt sie, „sein Geist ist freier, nicht mehr so gebunden“. Aber am 16. März traf dann ein zweiter Schlaganfall auch die rechte Seite des Kopfes; „seitdem“, schreibt sie nun, „ist das Bewußtsein sehr verdunkelt; kläglich, wenn er so dringend bittet: helfst mir! Fragen wir dann: thut dir etwas weh? so sagt er: nein, aber alles ist mir unklar, ich weiß nicht wo ich bin; weckt mich doch ganz auf oder laßt mich ganz einschlafen“. Von Ende März bis Anfang Juli brachte auch seine älteste nun auch schon vollendete Tochter (sie starb am 27. Aug. 1866) mit ihren Kindern im Hause zu, und ihre Pflege und die Kinder erfreuten ihn oft; „er ist sehr bedauerlich“, schreibt sie, „aber noch viel mehr gut, geduldig und freundlich, sodaß man ihn in seiner unendlichen Schwäche erst recht verehren lernt, denn wer nicht immer so gut, geduldig und anspruchslos wie er war, kann nicht so himmlisch gut dem Ende entgegengehen“. Am 16. Juni folgte ein dritter Schlaganfall, die Sprache war anfangs wieder verloren und große Theilnahmslosigkeit der Zustand; aber noch einmal wurde der verhängnisvolle neunte Tag überstanden, die Sprache kam wieder; „er scheint

*) Die Rede ist gedruckt unter dem Titel: Die letzten Worte von J. F. Fries an die Studirenden in Jena (Jena 1843).

besser“, schreibt die Tochter, „doch ist er fast den ganzen Tag in Phantasien“, bald war er in den Alpen oder in Paris, bald im Gemeinesaal zu Herrnhut; er fragte: ist nicht Reichel bei uns? und sprach von seiner Karoline. Im Anfang August schreibt dann die Schwester: „der gute Vater wird immer stiller und ruhiger, immer bittet er nur um Stille und Ruhe“, auch jenaische Freunde wollte er nicht sehen, doch als v. Gersdorff aus Eisenach eintreten wollte und ebenfalls draußen abgewiesen wurde, hörte er es aus weiter Ferne, „ist da nicht Gersdorff?“ und verlangte ihn zu sehen und sprach noch klar und freundlich mit ihm. Am 9. August bewachte den ruhig Schlummernden die Schwester bis 10 Uhr und deren Tochter bis 11; der Sohn, der alsdann wachte, hörte gegen Morgen um halb 4 Uhr einen tiefen Athemzug, und als er herantritt findet er ihn ruhig in Schlummer liegend wie vorher, aber ohne Puls und Athem. „Wie schön“, schreibt die Schwester, „ist die Losung und der Text zu seinem Heimgangstage: mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir. An seinem Geburtstage verhiess ihm der Herr: Jakob soll in Friede wohnen; an seinem Heimgangstage ruft er uns und ihm zu: Friede sei mit euch“; diese Worte Luk. 24, 36 waren der Lehrtext des 10. August. Wenige Tage nachher, am 23., seinem Geburtstage, würde er sein siebenzigstes Jahr vollendet gehabt haben.

Am 12. August lag er in seinem Sarge, im weissen Sterbekleide und mit seinem wohlbekannten grünen Sammtbaret, ganz bedeckt mit Blumen, die er immer so geliebt hatte, und in jeder Hand einen grossen Strauß. Die Leiche war schön und friedlich; die Collegien und viele Bürger kamen sie zu sehen. Von den Studirenden wurde er abends mit Fackeln hinausgeleitet, zu seinem Grabe neben seiner Karoline. Ein treuer Schüler, welcher dort redete, Prediger Klopffleisch, knüpfte sein Wort *) an die Losung des Tages: „Werde Licht“, und rühmte am meisten dies seltene Zusammensein so außerordentlicher Leistungen wie die seinigen mit so viel Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, so viel Güte und Freundlichkeit gegen alle Menschen, unter welchen „seine freundliche Erscheinung überall so gern gesehen wurde“; „ein heiliger Geist der Liebe ging durch sein Wesen hindurch und verbreitete über dasselbe eine Milde und Heiterkeit und einen Frieden,

*) Rede am Grabe von J. F. Fries am 19. August 1843 gehalten von Dr. Chr. Klopffleisch, Archidiaconus zu Jena, daselbst 1843.

die er auch in trüben Zeiten und schweren Schicksalen sich bewahrte; in seinem ganzen Charakter war kein falscher Zug und die Verleumdung selber hätte nicht vermocht, die Reinheit und Lauterkeit seines innern Menschen zu verdächtigen“. So schloß auch der Freund Hand seinen Nekrolog *): „Einen reinern und gediegenern Charakter kann es nicht geben, dessen sind die vielen dankbaren Schüler und Freunde die noch lebenden Zeugen. Wer ihn je kannte, mußte ihn aus voller Seele hochachten und lieben.“

*) In der Jenaischen Allg. Literaturzeitung, 1843, Nr. 214, S. 866.

Beilagen.
